



EVANGELISCHE  
KIRCHE  
IM RHEINLAND

# Thema: Gottesdienst

**Berichte**

**Modelle**

**Analysen**

**Informationen**

**Lesetipps**

**Termine**

**24 / 2006**

**An diesem Heft haben mitgearbeitet:**

Pfarrerin  
Britta Beuscher  
Krachsnußbaumweg 21  
53604 Bad Honnef  
E-Mail:  
BrittaBeuscher@t-online.de

Landesposaunenwart  
Jörg Häusler  
Rudolf-Harbig-Str. 20  
56179 Vallendar  
E-Mail:  
LPW.Haeusler@web.de

Vizepräses  
Petra Bosse-Huber  
Hans-Böckler-Straße 7  
40476 Düsseldorf  
E-Mail:  
petra.bosse-huber@ekir-lka.de

Pfarrer  
Karl Haverkamp  
Liliencronstraße 38  
40472 Düsseldorf  
E-Mail:  
k.haverkamp@t-online.de

Kirchenmusikdirektor  
Prof. Ingo Bredenbach  
Kastanienweg 6  
72144 Dußlingen  
E-Mail:  
ognibre@hotmail.com

Pfarrer  
Prof. Bernhard Leube  
Zeppelinstraße 2  
73079 Süßen  
E-Mail:  
leube.suessen@t-online.de

Pfarrer  
Dr. Karl Federschmidt  
Am Deckershäuschen 8  
42109 Wuppertal  
E-Mail:  
karl.federschmidt@ekir.de

Prof. Dr. Michael Meyer-Blanck  
Weißenburgstraße 21  
53175 Bonn  
E-Mail:  
meyer-blanck@uni-bonn.de

Rechtsanwalt  
Gottfried Hermann Gröhe, MdB  
Münsterplatz 13a  
41460 Neuss  
E-Mail:  
hermann.groehe@bundestag.de

Redaktion:      Sigrid Becker  
                         Dr. Martin Evang

# Inhalt

---

<b>Editorial</b>	2
<i>Ingo Bredenbach</i> <b>Kirchenmusik – ein Lebensmittel</b> Vortrag auf der Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland am 10. Januar 2006	4
<i>Gottfried Hermann Gröhe</i> <b>Kirchenmusik und Toleranz</b> Grußwort zur Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland am 8. Januar 2006	15
<i>Britta Beuscher, Jörg Häusler</i> <b>„Gott weckt uns das Ohr“</b> Morgenandacht über Jesaja 50,4-5 und eg 452 auf der Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland am 13. Januar 2006	18
<i>Bernhard Leube</i> <b>Die Kernlieder-Liste der Landeskirchen in Baden und Württemberg</b>	25
<i>Petra Bosse-Huber</i> <b>„Singen gegen Mauern, bis sie fallen“</b> Predigt über Apostelgeschichte 16, 23-34 im Kantategottesdienst am 14. Mai 2006 in der Erlöserkirche Wuppertal-Barmen	31
<i>Michael Meyer-Blanck</i> <b>Die „Liturgische Konferenz“ Deutschlands: Gegenwärtige Arbeitsformen und Arbeitsvorhaben</b>	39
<i>Karl Federschmidt</i> <b>Religiöse Feiern mit Menschen, die keiner Kirche angehören</b> Eine Orientierungshilfe der Liturgischen Konferenz	47
<i>Karl Haverkamp</i> <b>Die Zurüstung der Prädikantinnen und Prädikanten in der Evangelischen Kirche im Rheinland</b>	56
<b>Die Arbeitsstelle Gottesdienst als Projektpartnerin</b>	63
<b>Lesetipp</b>	65

---

## Editorial

Das Schwerpunktthema der Landessynode der EKIR im Januar 2006 hat das rheinische Kirchenjahr zu einem Kirchen*musik*jahr gemacht. Am 12. Januar 2006 beschloss die Landessynode das vom Ausschuss für Gottesdienst und Kirchenmusik erarbeitete „Positionspapier zu gegenwärtigem Stand und zukünftigen Aufgaben der Kirchenmusik in der Evangelischen Kirche im Rheinland“. Das mittlerweile publizierte Heft kann – ebenso wie das im Jahr 2003 von der Kirchenleitung verabschiedete Diskussionspapier „Erweitertes Musikspektrum in der Kirche“ – beim Landeskirchenamt (Dezernat Kirchenmusik) angefordert werden.

Die aktuelle Ausgabe von „Thema: Gottesdienst“ bringt in ihrem ersten Teil mehrere Variationen zum Thema Kirchenmusik.

Den Anfang macht der Hauptvortrag, den der frühere rheinische Kantor und jetzige Rektor der Hochschule für Kirchenmusik Tübingen, KMD Professor **Ingo Bredendach**, auf der Landessynode gehalten hat: **Kirchenmusik – ein Lebensmittel**.

Die Grüße des Rates der EKD an die Landessynode überbrachte Ratsmitglied **Gottfried Hermann Gröhe**, indem er das Synodalthema der EKIR zu dem der EKD im November 2005 in Beziehung setzte: **Kirchenmusik und Toleranz**.

Die Bad Honnefer Pfarrerin **Britta Beuscher** und Landesposaunenwart **Jörg Häusler** mit einem Bläserensemble hielten der Synode eine musikalische Morgenandacht, in der die Strophen des Liedes „Er weckt mich alle Morgen“ von Jochen Klepper auf sieben verschiedene Melodien gesungen wurden: **Gott weckt uns das Ohr**.

Im genannten „Positionspapier Kirchenmusik“ heißt es: „Dafür, dass sich die gottesdienstliche Gemeinde als Einheit erleben kann, ist es wichtig, in den verschiedenen Bereichen des Gemeindelebens (Kinder-, Konfirmanden- und Jugendarbeit, Seniorenarbeit) einen Bestand von Liedern und liturgischen Gesängen zu pflegen und weiter zu entwickeln, die allen Generationen vertraut sind und von allen gern mitgesungen werden können“ (S. 6). Als ein Impuls auch für das Rheinland ist der Bericht des Pfarrers im Amt für Kirchenmusik der Ev. Landeskirche in Württemberg und Professors an der Hochschule für Kirchenmusik Tübingen **Bernhard Leube** gedacht: **Die Kernlieder-Liste in Baden und Württemberg**.

Die Beiträge zur Kirchenmusik werden beschlossen durch die Barmer Kantatenedigt **„Singen gegen Mauern, bis sie fallen“** der rheinischen Vizepräsidentin **Petra Bosse-Huber**.

Die **„Liturgische Konferenz“ Deutschlands** und ihre **gegenwärtigen Arbeitsformen und Arbeitsvorhaben** stellt der neu gewählte Vorsitzende dieser Einrichtung, der Bonner Professor für Praktische Theologie und Religionspädagogik **Dr. Michael Meyer-Blanck**, vor, der auch dem Ausschuss für Gottesdienst und Kirchenmusik der EKIR angehört.

Die jüngste Publikation der Liturgischen Konferenz, eine Orientierungshilfe zur Gestaltung von **Religiösen Feiern mit Menschen, die keiner Kirche angehören**, bespricht ausführlich **Dr. Karl Federsmidt**, Pfarrer in Wuppertal.

Schließlich führt Pfarrer **Karl Haverkamp** in das Arbeitsgebiet ein, das er seit seiner Rückkehr aus Barcelona vor einigen Jahren im Auftrag der Landeskirche intensiv betreut: **Die „Zurüstung“ der Prädikantinnen und Prädikanten in der Evangelischen Kirche im Rheinland**.

Den Autorinnen und Autoren danke ich herzlich für die Überlassung bzw. Erstellung der Beiträge. Den Leserinnen und Lesern wünsche ich Lektüre mit Gewinn.

Martin Evang

Juli 2006

---

Ingo Bredenbach

## **Kirchenmusik – ein Lebensmittel**

### **Vortrag auf der Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland am 10. Januar 2006 in Bad Neuenahr**

*Sehr geehrte Damen und Herren,*

*ich danke sehr für die Einladung, einmal grundsätzlich zum Thema  
„Kirchenmusik“ zu Ihnen und nachher auch mit Ihnen sprechen zu können:*

#### **Kirchenmusik im Jahre des Herrn 2099**

Seit im Jahre 2037 die einzelnen Kirchenkreise und Landeskirchen zugunsten einer ausschließlich zentral angelegten Struktur mit Sitz in Hannover (Evangelische Kirche in Deutschland) aufgelöst wurden, hat sich der Prozess der Auflösung der Gruppen, Kreise und besonders der Chöre einer jeden Kirchengemeinde beschleunigt. Was sich Anfang des 21. Jahrhunderts mit den Stichworten „Überalterung“ und „normative Kraft der Medienindustrie“ abzeichnete, ist längst Realität geworden. Konzertante Kirchenmusik findet schon seit Jahren nicht mehr statt, weil man ja zu jedem Zeitpunkt an jedem Ort - auch unabhängig von konkreten Anlässen oder dem früher sinnstiftenden „Kirchenjahr“ (siehe Brockhaus-CD-ROM, 35. Auflage) - jegliche Musik herunterladen, hören und auch wieder stoppen kann. Mittlerweile ist es durch einfache Bedienelemente möglich, die innere Struktur von Musik interaktiv zu verändern und je nach Stimmungslage für sich individuell zu arrangieren. In der Visualisierung der Musik sind die einzelnen gewünschten Kamerapositionen wählbar und somit ein individueller Blickwinkel möglich.

Gottesdienstliche Kirchenmusik findet ebenfalls seit Jahren nur noch in technikfeindlichen Kleinstkirchen statt. Dies liegt daran, dass seit den Pfarrereinsparungsgesetzen von 2049 und den Gottesdienstreformprogrammen von 2055 keine Gottesdienste im herkömmlichen Sinne mehr gefeiert werden. Nach 2055 versammelten sich die Gemeindeglieder jeweils am Sonntagvormittag zwischen 9.00 und 11.00 Uhr vor ihren Bildschirmen in ihren normierten Wohnungen und Häusern, um die zentral

aus Hannover gesendeten Gottesdienst-Programme zu empfangen, die dank der von der Elektronikindustrie entwickelten Stimm-Modulatoren auch auf die noch immer in Deutschland anzutreffenden regionalen Spracheigenheiten in den Predigten und Gebeten eingehen konnten. Weitere Interaktionsmöglichkeiten waren z. B. die Wahl zwischen verschiedenen Predigtstilen von evangelistisch über den bildungsbürgerlich-akademischen bis zum meditativ-seelsorgerlichen Typus. Die Klangqualität der gesendeten Kirchenmusik und hier besonders der altherwürdigen Choräle und der Alten Geistlichen Lieder (die einmal im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts NGL, Neue Geistliche Lieder, hießen) war so hervorragend und animierend, dass man sich in seiner eigenen Wohnung mit der simulierten Kathedralakustik bestens angeregt fühlte, hier mitzusingen. Auch hier reichte die Auswahl von der Gregorianik bis zum geistlichen Volkslied des 21. Jahrhunderts. Das Problem des gemeinsamen Abendmahls hatte sich aufgrund der Epidemien Anfang der 2040er Jahre zugespitzt, so dass sich die von der chemischen Lebensmittelindustrie entwickelte Oblatentablette mit integriertem Weinersatzstoff als Lösung anbot, die nun nach Aufforderung vor den Bildschirmen zu Hause eingenommen wird. Zwischen 2049 und 2055 hatte es wiederholt Versuche, wie schon einmal gegen Ende des 20. Jahrhunderts, gegeben, die Kirchengebäude mittels Gottesdienstübertragungen auf Großleinwände zu füllen. Diese Versuche scheiterten an organisatorischen Problemen (u. a. standen zu wenige Gebäude zur Verfügung, nachdem ein Großteil der unrentabel gewordenen Kirchengebäude verkauft und kommerzialisiert worden waren) und scheiterten an inhaltlichen Problemen: Nachdem die Menschen fast ihr gesamtes Leben, begonnen beim elektronischen Babysitter über die interaktive Bildschirm-Schule bis hin zu den bequemen weltweiten elektronischen Shopping-Möglichkeiten in ihren normierten Wohnungen und Häusern verbrachten, war die Angst vor größeren Menschenansammlungen weit verbreitet. Die Kontaktfähigkeit der Menschen war weitgehend verloren gegangen. Dieser Verlust ging zudem mit mancherlei Sprachstörungen einher. Heute (2099) kann man, nachdem der Sonntag längst abgeschafft ist, die von Hannover aus zentral ins Internet gestellten Texte und Predigten, die Musik und Gottesdienste individuell abrufen. Jeder kann zu jedem Zeitpunkt jegliche Art von Gottesdienst und Kirchenmusik auf seinem Bildschirm empfangen und in seiner gewohnten Umgebung bestens erleben: seien es Übertragungen von Andachten der Mondkolonie oder Erlebnisgottesdienste für bestimmte Seelenzustände oder gar Nostalgiegottesdienste, entweder neu inszeniert oder in Video-Kopie vom Beginn dieses Jahrhunderts. Und genauso breit

erlebbar ist eine individuell auswählbare Kirchenmusik, für deren Auswahl stimmungsabhängige Suchmaschinen entwickelt wurden, die ...

STOP!!! Welch ein Unsinn, Welch ein Non-Sense! Im Jahre des Herrn 2099 (so Gott will und die Menschheit noch lebt!) wird es ein blühendes gottesdienstliches und kirchenmusikalisches Leben geben. Nach der Allverfügbarkeit von Musik und der musikalischen Umweltverschmutzung durch Dauerberieselung in Kaufhäusern, Arztpraxen und Telefonanlagen zu Beginn des 21. Jahrhunderts setzte sich 2016, ausgehend von kleinen Kreisen und dann auf weiteste Teile der Bevölkerung übergehend, die Erkenntnis durch, dass Musik und Gottesdienst eine zu große Kostbarkeit darstellen, um sie den Elektronik- und Medienkonzernen zu überlassen. Man wurde sich wieder der vielfältigen und komplexen Kommunikationsprozesse bewusst, die sich bei „live“ und „self-made“ musizierter und gehörter Musik ereignen, und des hohen Wertes an sich, den diese darstellen. Wieder rückte die große pädagogische Wirkung und heilende Kraft der je selbst gesungenen oder je selbst gespielten Musik ins Bewusstsein der Menschen. Gottesdienste und die in ihnen erklingende Musik von einfachen Gesängen bis hin zu komplexen Meisterwerken wurden als Pretiosen schätzen gelernt, als Orte, an denen man sich der Fremdbestimmung durch die alles Leben bis dato durchdringende Elektronikindustrie entziehen und sich wehren konnte. Auch lernte man wieder Gottesdienste und das Musik-Machen und Musik-Hören als Zeiträume ohne Stress schätzen. Bis dahin war die Macht derjenigen Maschinen ständig gestiegen, deren Hersteller durch geschickte Werbung den Menschen suggerierten, mittels dieser Maschinen könne man Zeit sparen. In Wirklichkeit aber wurde Zeit knapper und Leistung so verdichtet, dass immer mehr Menschen, bis zur Besinnungslosigkeit arbeitend, seelisch krank wurden. Der nach 2016 einsetzende Bewusstseinswandel fand seine Ausdrucksmöglichkeiten u. a. besonders im gemeinsamen Feiern von mehrstündigen Gottesdiensten und in zahlreichen Gruppen, in denen gemeinsam musiziert wird. Mittlerweile gibt es in jeder noch so kleinen Kirchengemeinde leistungsfähige Kinderchöre und Kantoreien. Es vergeht kein Gottesdienst, der nicht von Instrumentalisten und Vokalistinnen mitgestaltet wird und in dem sich Menschen nicht stets aufs Neue der guten Gottesgabe Musik bewusst werden sowie sich im Hören und Selbermusizieren mit eigener Stimme und / oder Instrument ihres (Er-)Lebens freuen.

*Soweit die allfällige Glosse!*



## **Kirchenmusik ist also ein „Lebensmittel“**

Kirchenmusik, ein Lebensmittel, ein Mittel zum Leben? Oder war Kirchenmusik einst ein Lebensmittel, dessen Haltbarkeitsdatum heutzutage längst abgelaufen ist? Welche Chance hat Kirchenmusik im Abseits, in dem Gottesdienst heute zu stehen scheint, und im Leben einer Gemeinde? Braucht man im Zeitalter der ständigen Verfügbarkeit und Wiederholbarkeit von Musik überhaupt noch Kirchenmusik, wie ich zuvor im Horrorszenerario ausgeführt habe? – wobei ich meine hoffnungsvolle Vision für 2016 ebenso entfaltet habe!

Es stellt sich die Frage, was Kirchenmusik ist: Ist *Kirchenmusik* „Musik für die Kirche“ (als Beschreibung einer Funktion von Musik), oder „Musik in der Kirche“ (als Beschreibung des Ortes ihres Erklingens) oder gar „Musik der Kirche“ (als Beschreibung der Machtrepräsentanz von Kirche, auch im Sinne von dem, was Kirche sich leisten kann)? Womöglich wäre es richtiger, in den Definitionsversuchen statt „Kirche“ besser „Gottesdienst“ oder „Gemeinde“ zu setzen. Vielleicht aber ist das Wort auf seiner zweiten Hälfte zu betonen: *Kirchenmusik*.

Musik ist „tönend bewegte Form in der Zeit“ (Eduard Hanslick), die flüchtigste aller Künste, nicht festzuhalten oder gar zu betrachten wie andere Kunst. Musik ist akustisches Material (einschließlich des Schweigens) verbunden mit einer leitenden Idee oder, wie Victor Hugo sagte: „Musik ist das Geräusch, das denkt.“

## **Zur Liturgiefähigkeit von Musik**

Grundsätzlich gibt es keine „himmlischen“ Töne oder „teuflische“ Rhythmen. Das einzige Kriterium für eine Liturgiefähigkeit von Musik ist Qualität. Aber eine Diskussion über künstlerische Qualität lässt sich „prinzipiell gar nicht erschöpfend führen, da ja durch einen festen Kriterienkatalog die Autonomie künstlerischen Schaffens zerstört würde“ (Andreas Marti). Also dann: anything goes! Oder gibt es doch Zeichen des Erkennens musikalischer Qualität?

Zum Beispiel: Führt die Musik den Hörer hinaus aus eingefahrenen Hör- und Gefühlsgewohnheiten? Wie geht Musik mit dem Hörer um? Betrachtet die Musik den Hörer als Person oder als Konsumenten? „Musik ist immer so schlecht, wie sie das menschliche Gehirn unterfordert“ (Steffen Reiche, Bildungsminister in Brandenburg).

Zur Liturgiefähigkeit gehört neben der Qualität auch das Eingehen auf theologische Konzepte. Pfarrer Bernhard Leube, Professor an der Hochschule für Kirchenmusik Tübingen, führte in einem Vortrag 1998 aus: „Nicht oft genug kann man Luthers Gottesdienstdefinition wiederholen, die er bei der Einweihung der Torgauer Schlosskapelle am 5.10.1544 in der Predigt gab, das neue Haus nämlich solle dahin ausgerichtet werden, »dass nichts anderes darin geschehe, denn dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang«. Die wichtigste Frage für einen Gottesdienst und mithin für seine Musik ist demnach nicht, ob's »gut ankommt« ..., sondern ob diese grundlegend dialogische Struktur ihre angemessene Darstellung findet.“

Im Gottesdienstbuch der Württembergischen Landeskirche von 2004 heißt es: „Im Singen betet die Gemeinde, sie dankt und lobpreist Gott, sie klagt ihm und bittet. Darin drückt Gemeinde sich selbst vor Gott aus und erfährt sich als solche. Die Menschen präsentieren sich selbst vor Gott im Gottesdienst, aber sie feiern sich nicht selbst. ... Situation und Erwartung der Gemeinde können aber nicht das einzige Kriterium für die Musik im Gottesdienst sein, denn im Singen geht die Gemeinde auch über sich und ihre Situation hinaus. In Singen und Musik wird auf besondere Weise ebenso die Zeit und Raum übersteigende unsichtbare Kirche erfahrbar, die im Gottesdienst präsent ist. Gottes Wort und auch die Musik sind situationsüberlegen. Diese Präsenz der ganzen Kirche zeigt sich in der prinzipiellen Gleichzeitigkeit der Zeiten im Gottesdienst. ... Im Singen gibt die Gemeinde den ihr vorausgegangenen Vätern und Müttern ihre Stimme und präsentiert bzw. re-präsentiert sie.“

Oder, wie es im alten Presbyterhandbuch der EKIR heißt: „Mit Kirchenmusik antwortet die Gemeinde auf Erfahrungen des Glaubens. Sie folgt damit der Tradition des Alten Bundes (Psalm 96) und dem Auftrag des Neuen Testaments (Kol 3,16)“; im neuen Handbuch: „Sie folgt damit der Tradition Israels und des Judentums.“

### **Zielgruppen der Kirchenmusik**

Aber auch Kirchenmusik muss sich nach ihrer ‚Zielgruppe‘ fragen lassen und sich darüber im Klaren sein, wie wenig Einfluss auf die musikalische Geschmacksbildung und Urteilsfähigkeit heute noch Familie, Schule und Kirche haben und wie viel hier fremdbestimmt ist durch die fast

omnipotente Musikindustrie (U + E) und die Gruppenzwänge der „peer-groups“. Das kann Kirche nicht einholen und sollte sie auch nicht wollen. Hat demnach Kirchenmusik Musikgeschmäcker zu bedienen? Kirchenmusik wäre sicher besser beraten, mehr Wert auf das Eigene, das der Gesellschaft vielleicht auch Fremdgewordene zu legen und dies zu pflegen und zu leben. „Wir sind den Menschen die Fremdheit des Evangeliums schuldig“ (Fulbert Steffensky). Dies gilt auch musikalisch!

Kirchenmusik sollte sich durch ein eigenes Profil vor der Gefahr der Belanglosigkeit und Austauschbarkeit wappnen, denn sie scheint teilweise verkommen zum Zeichenhaften für eine bestimmte Situation. So wie man im Kaufhaus von Musik berieselt wird, wie es auf der Alm zu „jodeln“ hat, so „orgelt“ es eben in der Kirche: Kirchenmusik als religiöser Andachtsgenerator, als Geschmacksverstärker dessen, was Gemeinde zu hören gewohnt ist und deshalb wohl auch hören will. „Wenn ich der Gemeinde nur das gebe, was sie erwartet, gebe ich ihr weniger, als ich geben könnte“ (Gerd Zacher). Oder geht es gar nicht um Kunst als eine Welt-Anschauung, sondern eher um Kunsthandwerk? Oft spricht man ja von kirchenmusikalischer „Gebrauchsmusik“, gewissermaßen von Musik, die zum baldigen Verzehr bestimmt ist und deren Haltbarkeitsdatum bald abgelaufen ist.

Da wäre Kirchenmusik doch besser beraten, ihre musikalische und interpretatorische Kompetenz vermehrt wieder zu entdecken ebenso wie die pädagogischen Fähigkeiten zur Vermittlung von Musik, angefangen von uns immer noch unbekanntem sogenannten ‚alten‘ Chorälen, die ja gerade je nach theologischer Situation das „neue Lied“ sein können, über Gospels und Spirituals bis hin zu den Neuen Liedern, von der Heinrich-Schütz-Motette bis zum Musical „Jesus Christ“.

Hier hat Kirchenmusik eine mancherorts noch zu entdeckende erzieherische Aufgabe, eine Aufgabe, die einen langen Atem braucht (wie jegliche nicht auf „Events“, sondern auf Kontinuität angelegte Kulturarbeit). Oder wie es Richard Götz 1925 in einem Vortrag ausdrückte: „Es kommt nie darauf an, was wir *erleben*, sondern *was wir erleben*“.

### **Kirchenmusik zwischen Kunst und Propaganda?**

Im Nachwort zur ersten Veröffentlichung „Neue geistliche Lieder aus dem 1. Wettbewerb der Evangelischen Akademie Tutzing“ von 1963 schrieb

Günter Hegele: „Es soll niemand durch diese Lieder geködert werden, es noch einmal mit der Kirche zu versuchen. Es geht den Autoren darum, mit musikalischen Stilelementen ihrer Zeit christlichen Glauben auszudrücken. Sie meinen, dass das musikalische Material des Jazz und der heutigen Unterhaltungsmusik auch nicht schlechter sei als etwa das des 16. Jahrhunderts. ... Deshalb möchte das Liedblatt helfen, dass Erfahrungen gesammelt werden, um herauszufinden, wie es weiter gehen soll.“ Das scheint mir doch ein ehrenwerter und ehrlicher Ansatz gewesen zu sein, der allen Versuchen, Musik zu Propagandazwecken zu missbrauchen, eine Absage erteilt. Aber heute findet sich da und dort auch im kirchlichen Bereich manipulative Musik, Musik also, deren Produzent die Gefühle, die diese Musik auszulösen sucht, nicht teilt; Musik, die den Willen des Einzelnen in einer Gruppe ohne Kontrolle und Selbstreflexion aufgehen lässt, eben Propagandamusik; Musik als Mittel zu einem Zweck, der nicht in ihr selbst liegt. Aber: Der Zweck heiligt nicht die Mittel! Musik darf sich nie als Mittel zur Bekehrung, als Mittel zur Verführung oder Ekstase verstehen. Besinnungslosigkeit ist kein Mittel zum Leben! Das Hören auf die Gute Nachricht und auf Musik aber braucht Besinnung – und Verantwortung für sich selbst.

Andererseits Luthers Erkenntnis: Singen als Propaganda des Evangeliums. Singen predigt, je nach Text. „Die Noten machen den Text lebendig“, wie Luther in seinen Tischreden einmal äußerte (Tischreden Nr. 2545b). Kirchenmusik kann Verkündigung sein, einen Auftrag hierzu hat sie nicht. Die etwa 100 Bibelstellen, die vom Singen und Spielen reden, betonen mehr die vertikale, gottbezogene und nicht die horizontale Richtung des Singens in der Gemeinde.

Ich denke, in der Frage Kunst oder Nicht-Kunst, Alt oder Neu, E- oder U-Musik oder wie die allzu pauschalen Kategorisierungen auch heißen mögen, sollte man in der Kirchen-Musik die Vielfalt der Stile und die je nach Situation angemessene Verschiedenartigkeit, sich musikalisch auszudrücken, tolerant zur Kenntnis nehmen. Nicht zu früh sollte man den Maßstab eines Ewigkeitsanspruchs oder Ewigkeitswertes anlegen oder einen bestimmten Stil sakrosankt setzen. Die Alternative heißt nicht „Bach oder Pop“, sondern, ob es sich um gute oder schlechte Musik handelt (s.o.). Das Überzeugende am Raum Kirche ist doch, dass Kirche kein Konsum-Tempel ist, dass hier die Gesetze des Marktes mit Profit-Gier und Gewinn-Sucht nicht gelten. Gottesdienst-Besucher (welch unpassendes Wort!) sind Beteiligte am gottesdienstlichen Geschehen und nicht passive Konsumenten. Neben dem „Priestertum aller Gläubigen“ (Martin Luther)

gibt es auch ein „Kantorentum aller Gläubigen“ im Singen der Gemeinde. Kirchenmusik ist generationen- und zugleich milieuverbindend (Posaunenchor) und schrittweise generationen- und milieuverbindend (die aufeinander aufbauenden Chorgruppen, vom Kinder- über den Jugendchor bis hin zur Kantorei).

Aber wenn in (Landes-)Synoden oder Kirchengemeinderäten, in Landeskirchenämtern oder Gemeinden von Jugendarbeit die Rede ist, ist allzu selten die Kirchenmusik im Blick mit all ihren vielen Kinder- und Jugendchören. Wenn von Erwachsenenbildung die Rede ist, ist sie allzu selten im Blick mit all ihren (Gesprächs-)Konzerten, Vorträgen und musikalisch-theologischen Einsichten. Wenn von Diakonie die Rede ist, ist gar nie die Kirchenmusik im Blick! Kirchenmusik scheint zu den Selbstverständlichkeiten zu gehören in einem eher unbedachten Umgang mit ihr – auch im Umfeld des Gottesdienstes.

### **Kirchenmusik als Sprachschule des Glaubens**

Bereits die allwöchentliche Chorprobe erweist sich in ihrer (Halb-)Öffentlichkeit als Ort der Verkündigung, als Ort der Vergegenwärtigung biblischen Wissens und theologischer Erkenntnisse, was man in einer Zeit des Verlustes grundlegender Bildung nicht hoch genug schätzen kann. Bereits die Chorprobe erweist sich als Einblick in die Frömmigkeits- und Auslegungsgeschichte eines Textes durch die Musik sowie als Konkretisierung dieser Verbindung von Text und Musik mittels der zeitgenössischen, ins Heutige zielenden Interpretation. Mit allen Identifizierungen mit Musik und Text, bei allen Zweifeln an Text und Musik erweist sich bereits das gemeinsame Singen und Musizieren in der Chorprobe als gelebter Glaube, eine zielgerichtete Arbeit hin zu einem Laut-Werden der biblischen Botschaft, eben einer Verlautbarung der Frohen Nachricht. „Darum, solange wir noch Zeit haben, lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen“ (Gal 6,10).

Das Singen und Musizieren hat verschiedene Richtungen: Soli Deo Gloria (auch wenn wir nicht sicher sein können, ob Gott uns überhaupt gerade hören und ertragen kann, vgl. Amos 5,23: „tut weg das Geplärr Eurer Lieder“), dann aber auch als Dienst an der und in der und für die Gemeinde und eben, nicht zuletzt: man singt und musiziert auch für sich selbst. Musik vermag zu erfreuen und zu trösten und der Verzweiflung oder Klage Ausdruck zu geben. Musik muntert auf, spornt an, beseelt und vermittelt ein Hochgefühl beim Singen, gerade wegen des In-Mir-Klingens beim

eigenen Singen. Allein die Atemführung und die Klangwelten meines Körpers, die mitschwingenden Resonanzräume und Klangfarben beglücken den Singenden zunächst einmal selber, so dass Singen sich immer mehr als eine Anleitung zum Glücklichein, als Akt der Selbstbefriedigung und Eigenliebe, ja als Selbst-Therapie erweist: also als ein Akt der Liebestätigkeit an sich selbst, eben Diakonie und damit das Doppelgebot der Liebe in seinem zweiten Teil erfüllend. Die Gabe des Singens ist jedem gegeben, der über funktionierende Stimmbänder und ein steuerndes Gehör verfügt. Singen ist eine Grundäußerung des Menschen. Es scheint sogar so zu sein, als ob weit vor der Sprachfähigkeit primär die Fähigkeit zum Singen und noch früher die zum Hören angelegt ist. Für mich ist Sprache mit all ihren musikalischen Parametern (hoch/tief, schnell/langsam, einer Vielzahl von (Vokal-)Farben und Lautstärken) sogar „nur“ eine Sonderform der Musik, was Luther mit „davon ich sing'n und sagen will“ (EG 24,1) formuliert hat.

So viel Musik wie heute gab es noch nie! In diesem Zuviel an akustischen Reizen (Ohren kann man, außer mit den Händen, nicht verschließen) und angesichts der ständigen Verfügbarkeit vieler auf CD, DVD etc. konservierter Musik stellt sich die Frage, wo da Musik in der Kirche ihren Platz hat? Oder wäre Kirche und damit Kirchenmusik nicht sogar besser beraten, die Wiederentdeckung der Stille als Privileg und Aufgabe im Gottesdienst zu sehen? Hier sind die Gesetze von Angebot und Nachfrage außer Kraft und die ansonsten alles regierende (Einschalt-)Quote gilt nicht, oder?

Es gilt bewusst zu machen, dass Musik kein Konsumgut, keine Berieselungsmaschine ist und Musik keine Klangtapete für unsere Gottesdienste. Musik in der Kirche versteht sich weder als Stimulans noch als Betäubungsmittel, sondern als Beitrag und Hilfe zum Mündigwerden der Gemeinde, um Hör-Horizonte zu öffnen, so dass sich Gemeinde mittels der Musik und der durch die Musik kommentierten und interpretierten Texte selbstbewusst und ihrer selbst bewusst wird.

## **Musik als Diakonie**

Diakonie wird heute meist als Synonym für ‚Liebestätigkeit‘ verwendet. Gemäß Mk 2,17 ist Diakonie Dienst am Nächsten im Namen und im Auftrag Jesu Christi. Diakonie ist eine Einübung in und Ausübung der Nächstenliebe, denn hinter allem Diakonischen steht das Doppelgebot der Liebe (Mt 22, 37-39). Die Not vieler Menschen schreit auch heute noch nach

Hilfe, aber sind alle Nöte offensichtlich und offenkundig? Gibt es über die wieder wachsende materielle Not hinaus nicht vermehrt seelische Nöte und eine vermehrte Sprachunfähigkeit? Hier könnten Musik und Stille als Hilfe zur Klage, als Mittel, beispielsweise Verzweiflung und Wut auszudrücken, in vielfältigen Formen, Stilen und Niveaus den Menschen wieder eine Sprache und Stimme geben – in ihrer erschütternden und erfreuenden, in ihrer tröstenden und bewegenden Kraft und Fähigkeit. Hier beizutragen zu aktiv hörendem Mitvollziehen und Mitleiden dessen, wovon Text und Musik sprechen, letztlich aber zu eigenem Tun anzuleiten im Befähigen zum Mündigwerden, das wären Ziele für eine „evangelische Stimmbildung“, bei der Kirchenmusik als Diakonie wirken würde. Dies reicht von einfachen Klang- und Rhythmuserfahrungen in der an Bedeutung gewinnenden Musiktherapie (vom Kindergarten bis hin zu Altenheimen), über die musikalische Früherziehung, über die Bandarbeit und das Musizieren im Posaunenchor und Blockflötenensemble bis hin zum gemeinschaftsstiftenden Singen im Seniorenchor, vom Singen mit Konfirmanden bis hin zum fantasievollen Singen und Musizieren mit der Gemeinde im Gottesdienst und Offenen Singen. Hier geschieht im Vollzug des Singens und Musizierens Diakonie/Caritas, eben Liebes-Dienst am Nächsten und an mir (s.o.) gemäß dem Doppelgebot der Liebe in Verantwortung für die anvertrauten Menschen und für die anvertraute Musik. Aber Kirchenmusik ist nicht nur Diakonie an innerer Gemeinde, sondern wirkt über ihre kulturelle Verankerung dann auch diakonisch (und durchaus auch missionarisch) über die (Kirchen-) Gemeinde hinaus. Wobei sie sich auch ihrer Grenzen bewusst sein sollte; sie kann vielleicht Sauerteig sein, der die Welt durchdringt, und sie kann sich mit ihrem Wirken und ihren Wirkungen auch an Jesu Verheißung halten: „Was ihr diesen meinen geringsten Brüdern (und Schwestern) getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40).

*Ich komme zum Schluss:*

### **Kirchenmusik – ein Lebensmittel!**

Kirchenmusikalische Arbeit im Leben einer Gemeinde unterscheidet sich an einem Punkt deutlich von dem Leben und Arbeiten anderer Gemeindegruppen. Während diese, außer den in der Diakonie Tätigen, eher nach innen orientiert sind, ist die Arbeit der kirchenmusikalisch aktiven Gruppen, vom Kinderchor bis zum Posaunenchor, von der Kantorei bis zur Band, vom Beerdigungschor bis zum Instrumentalensemble auch und gerade auf Außenwirkung bedacht, sei es die musikalische Gestaltung

eines Gottesdienstes, einer Geistlichen Abendmusik oder eines Konzertes oder sei es das diakonische Singen und Musizieren in Altenheimen und Krankenhäusern. In den allwöchentlichen Proben geschieht eben eine Erziehung nicht nur in musikalischer Hinsicht und in Fragen der Geschmacksbildung und des Erkennens von Qualität, nicht nur im Hinblick auf sängerische und interpretatorische Kompetenz, sondern auch eine Erziehung im Hinblick auf theologische Einsichten, auf ein Miteinander-Gestalten-Wollen und Arbeiten an einer gemeinsamen Sache und weitere gruppensdynamische Prozesse.

Nochmals sei angesprochen: „Musik als Trösterin“. Wer hat das nicht auch schon erlebt, was es heißt, mit anderen, für andere und eben auch für mich zu musizieren und so zur Menschwerdung des Menschen und zum Mündigwerden der feiernden Gemeinde beizutragen. Im Singen und Musizieren wird der Mensch selbstbewusst und sich seiner selbst bewusst, im Gottesdienst in der Gemeinde und darüber hinaus.

Kirchenmusik, ein Lebensmittel? Ich denke schon! Die ‚live‘ erklingende Musik, die miteinander gesungene und musizierte Musik, die auf den Menschen bezogene Musik, all das macht Kirchenmusik zu einem Lebensmittel.



---

*Gottfried Hermann Gröhe*

**Kirchenmusik und Toleranz  
Grußwort zur Landessynode  
der Evangelischen Kirche im Rheinland  
am 8. Januar 2006 in Bad Neuenahr**

Sehr geehrter Herr Präses,  
lieber Bruder Nikolaus Schneider,  
hohe Synode,  
liebe Schwestern und Brüder,

mit großer Freude nehme ich am heutigen Tag die Aufgabe wahr, Ihnen die Grüße des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland am Beginn dieses Jahres zu übermitteln und Ihnen Gottes Segen für die Beratungen und Beschlüsse der 55. Tagung dieser Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland zu wünschen.

Noch geprägt von der Arbeit der Synode der EKD, die sich im November vergangenen Jahres in das Thema „Tolerant aus Glauben“ vertieft hat, blicke ich auf das Schwerpunktthema dieser Synode. Sie steht „ganz im Zeichen der Musik“, wie es auf der entsprechenden Ankündigung auf der Internetseite dieser Landeskirche heißt. Angesichts der zeitlichen Nähe beider Tagungen komme ich nicht umhin, eine Brücke von hier nach dort und von dort nach hier zu schlagen und – so wie es in vielen Bereichen hilfreich ist, wenn EKD und Landeskirchen sich gegenseitig befruchten – gewissermaßen beide Themen ineinander zu komponieren: „Tolerant aus Glauben“ musikalisch zu betrachten und auf der anderen Seite im Schatz der „Kirchenmusik“ der Toleranz nachzugehen, scheint mir ein reizvolles und gewinnbringendes Unterfangen, jedenfalls einen Versuch wert. Dabei zeigt sich schnell eine erste Gemeinsamkeit: Das Aufeinanderhören und zugleich die eigene Stimme durchhalten, ist musikalisch unverzichtbar. Das Aufeinanderhören ist aber auch die Basis jeden toleranten Miteinanders.

Grundvoraussetzung für ein verständiges Aufeinanderhören ist so etwas wie eine gewisse geistige Beweglichkeit. Man muss wissen, wer man selber ist, und zugleich erkennen, was das unverwechselbare Profil des anderen ausmacht. Das gilt für die Musik in gleicher Weise wie in Glaubensdingen.

Wer nur am Detail, an Einzelaussagen interessiert ist – oder an der Durchsetzung seiner eigenen Stimme –, dem erschließt sich niemals der Gesamtzusammenhang, weder eines musikalischen Kunstwerks noch der Gedankenwelt eines anderen Menschen. Toleranz zielt auf die je wechselseitige Anerkennung der Würde jedes Menschen. Es gilt, den anderen, seine Überzeugungen und seine Lebensweise zu respektieren. Nur auf der Basis einer wechselseitigen Anerkennung kann es zu einer Streitkultur kommen, die einen offenen Dialog über die unterschiedlichen Denk-, Lebens- und Handlungsweisen erst möglich macht.

Das heißt, Toleranz ist kein Erdulden des anderen, sondern ist eine aktive Geisteshaltung, die vor allem Respekt erfordert. Dieser gebietet es, dem anderen seine Haltung, seine geistige Welt zu lassen. Toleranz findet allerdings dort ihre Grenze, wo Intoleranz, wo intolerantes Denken und Handeln das Leben und die Würde anderer gefährden und bedrohen. Musikalisch liegt dieser Zusammenhang auf der Hand: Wenn eine Stimme versucht, die andere zu übertrumpfen, wird es schrill und störend. Der Wohlklang ist zerstört. Geht es um das gesprochene Wort, fallen „Misstöne“ nicht immer so schnell auf. Da lässt sich manche entwürdigende Grenzüberschreitung, so mancher Missklang verbal gut verpacken. Dies trotzdem zu hören, hierfür ein Gespür zu entwickeln, dies einzüben – dafür ist Kirchenmusik eine kompetente Lehrmeisterin.

Toleranz erfordert neben dem Respekt und der Offenheit für den anderen aber auch Stehvermögen, die Bereitschaft, über die eigene Überzeugung Auskunft zu geben, für sie argumentativ einzutreten. Klarheit im eigenen Standpunkt ist eine gute Ausgangslage, um sich um ein besseres Verständnis anderer Auffassungen zu bemühen. Und hier ist ein Chorsänger / eine Chorsängerin ein gutes Beispiel: Wer seine eigene Stimme sicher beherrscht, der wünscht sich geradezu eine zweite und dritte oder vierte Stimme hinzu, die die eigene ergänzt. Erst durch Ergänzung, durch Spannung, durch Kontrapunkte erreicht der Gesang vollen Klang. Kirchenmusikalisch gesprochen ist Glaubensgewissheit Sicherheit im eigenen Ton und Text. An der Musik lässt sich lernen, dass solche Fähigkeit erworben und erprobt werden will. Chorproben sind in diesem Fall Übungsfelder für einen klaren genauen Ton. Man kann nicht nur ins Ungefähre singen oder musizieren. Es ist der vorbereitete Ton, der die Zuhörer und Zuhörerinnen erfreut.

Dies mag man auch hören als leise Erinnerung daran, dass die Qualität unseres kirchlichen Miteinanders auch daran hängt, ob uns das gemeinsame Musizieren auf sanfte Weise darin einübt, im aufmerksamen Hören

auf die anderen den eigenen Ton zu finden und durchzuhalten. Diese Übung brauchen wir sowohl in unseren innerprotestantischen Diskursen wie im gesellschaftlichen Gespräch oder im ökumenischen Dialog.

Der Glaubensschatz unserer Gesangbücher ist in diesem Sinne wie ein Abbild evangelischer Synoden, sozusagen ihr musikalisches Porträt. Denn in ihnen sind die verschiedenen Frömmigkeitsstile der Jahrhunderte versammelt, erwachsen aus Glaubenskämpfen, Lebenskrisen und überschwänglichem Dank – immer an kommende Generationen mit dem Angebot weitergegeben, eigene Erfahrungen dort ausgedrückt zu finden, aber auch eigene Erfahrungen und neue Ausdrucksformen hinzuzufügen. Die Vielfalt, die dort zu entdecken ist, bereichert den Klang des Protestantismus, verschafft ihm wohlklingendes Profil.

Mit der Erinnerung an eine alttestamentliche Episode will ich schließen:

Im 16. Kapitel des ersten Samuelbuches wird davon berichtet, dass am Hof des Königs Saul danach gesucht wurde, wie für den König, der von einem Geist gequält wurde, Erleichterung und Abhilfe zu schaffen wäre. So bitten die Mitarbeiter ihren König darum, nach einem Mann suchen zu dürfen, „der auf der Harfe gut spielen kann, damit er mit seiner Hand darauf spiele, wenn der böse Geist Gottes über dich kommt, und es besser mit dir werde.“ Und siehe da, man weiß jemanden, „des Saitenspiels kundig“, und nicht nur das: Er hat noch andere Qualitäten. Der Harfenspieler ist obendrein „ein tapferer Mann und tüchtig zum Kampf, verständig in seinen Reden und schön gestaltet, und der Herr ist mit ihm“. Und so kam der junge David an Sauls Hof. Die Rechnung geht auf. „Sooft nun der böse Geist von Gott über Saul kam, nahm David die Harfe und spielte darauf mit seiner Hand. So wurde es Saul leichter, und es ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm.“

Die Musik übt auf die Sorge und die Angst einen lösenden, einen heilsamen Einfluss aus.

Ist es zu weit hergeholt, wenn ich die Frage stelle, ob die Planer dieser Synode mit Bedacht Finanzperspektiven und Kirchenmusik, Zahlen und Noten zu dem Gesamtwerk dieser Tagung komponiert haben?

Die Hoffnung jedenfalls, dass Trauergeister weichen, sofern man dem Freudenmeister – auch durch die Musik – Raum gibt, hat guten Grund. Möge Harfenspiel, möge solche Musik die Synode begleiten. Der Rat der EKD wünscht Ihnen in diesem Sinne gute Beratungen und Gottes Segen.

---

Britta Beuscher, Jörg Häusler

**„Gott weckt uns das Ohr“  
Morgenandacht über Jesaja 50,4-5 und eg 452  
auf der Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland  
am 13. Januar 2006 in Bad Neuenahr**

***Musikalisches Vorspiel: „Er weckt mich alle Morgen“***

Guten Morgen, liebe Schwestern und Brüder!

Wie sind Sie heute Morgen aufgewacht?

Fröhlich? Voller Energie? Neugierig, was der Tag bringen wird? Voller Freude darüber, dass wir heute schon so früh fertig sein werden?

Oder eher müde? Weil es gestern Abend ein Bier zu viel war? Oder weil Sie der Gedanke daran, wieder hier sitzen zu müssen, schon beim Wachwerden träge macht?

Spüren Sie die Last des Tages schon beim Aufwachen? Oder die Freude auf den anbrechenden Tag?

Das Morgenlied „Er weckt mich alle Morgen“ birgt beide Stimmungen in sich. Wir bitten Sie, es aufzuschlagen unter der Nummer 452.

Dieses Morgenlied von Jochen Klepper ist eine Auslegung von Jesaja 50, 4-5. Dort steht geschrieben:

*„Gott der HERR hat mir eine Zunge gegeben, wie sie Jünger haben,  
dass ich wisse, mit den Müden zu rechter Zeit zu reden.  
Alle Morgen weckt er mir das Ohr, dass ich höre, wie Jünger hören.  
Gott der HERR hat mir das Ohr geöffnet.  
Und ich bin nicht ungehorsam und weiche nicht zurück.“*

Ist das nicht ein schönes Bild?  
Gott weckt uns das Ohr.

Erstaunlich, dass unser Ohr geweckt werden muss.  
Erstaunlich, dass es überhaupt genannt wird.

Von dem Ohr wird geredet, als wäre es der ganze Mensch. Der Mensch ist ganz Ohr.

Nach dem Motto: Sage mir, wie du hörst, hinhörst, zuhörst, auf wen du im Leben hörst ...,  
und ich sage dir, wer du bist.

Gott weckt uns das Ohr.

Man muss manchmal wirklich ermutigt werden, hinzuhören,  
die Welt aufgeschlossen wahrzunehmen –  
nicht die Ohren zu verschließen –  
wenn man bedenkt, wie viel Gerede, Lärm, Unsinn, schlimme Nachrichten  
an unser Ohr dringen.

Gott weckt uns das Ohr.

Das Ohr nimmt die Welt auf,  
ist fähig, feine Töne zu hören und zu verstehen, Untertöne zu hören,  
auch das Nichtgesagte, zwischen den Zeilen zu hören.  
Das Ohr nimmt auf – nimmt auch Neues auf.

Das Ohr ist sehr ungeschützt –  
die Augen können wir verschließen, den Mund auch,  
aber die Ohren können sich nicht selbst verschließen.

Müde kann das Ohr werden, erschöpft von vielen Eindrücken.

Gott weckt uns das Ohr.

Das Ohr nimmt Gott wahr, sein Wort, seine Gegenwart, die Stille.  
(Dem Propheten Elia erscheint Gott im leisen sanften Säuseln.)

Das Ohr nimmt Musik auf –  
bevor sie den ganzen Körper zu durchdringen vermag.

Gott weckt uns das Ohr.

Wir wollen heute Morgen *mit anderen Ohren hören*:

Dieses wunderschöne Morgenlied von Jochen Klepper singen wir meist auf die gleiche – eben die im Gesangbuch abgedruckte – Melodie.

Eine einzige Melodie kann aber die vielen möglichen Stimmungen nicht wiedergeben, mit denen wir aufwachen.

Die Musik ist viel reichhaltiger – dieses Lied können wir auf eine Vielzahl verschiedener Melodien singen.

Versuchen wir es, und hören wir mit anderen Ohren.

Und uns wird deutlich: Musik ist mehr als nur künstlerisches Beiwerk.

Musik verkündigt. Der Inhalt wird sich verändern, wenn wir eine andere Melodie wählen.

Öffnen Sie ihr das Ohr!

Wir singen zunächst zweimal mit dem Text der 1. Strophe – auf zwei unterschiedliche Melodien.

Sie werden an dem kurzen Vorspiel der Bläser jeweils die Melodie erkennen.

**Strophe 1**      – *Befiehl du deine Wege*    (eg 361)  
                      – *Auf, Seele, Gott zu loben* (eg 690)

*„Er weckt mich alle Morgen, er weckt mir selbst das Ohr.*

*Gott hält sich nicht verborgen, führt mir den Tag empor,*

*dass ich mit seinem Worte begrüß das neue Licht.*

*Schon an der Dämmerung Pforte ist er mir nah und spricht.“*

Worin finden Sie sich wieder?

Ist es die Schwere des Tages, der bevorsteht, mit seinen offenen Problemen und Komplikationen, die bei der ersten – in Moll geführten – Melodie anklingt?

Oder ist es die fröhliche Leichtigkeit des Aufwachens, das Dur in der Musik, die beschwingte Freude auf den anbrechenden Tag, welche die Melodie des Lobliedes zum Klingen bringt?

Im Text steckt beides.

Die Melodie betont jeweils das eine oder andere – und damit verändert sich das Lied!

Der Text ist nicht ohne Melodie beim Singen.

Und: Der Ton macht die Musik!

Singen wir Strophe 2 nach der neu intonierten Melodie.

**Strophe 2** - *Wie soll ich dich empfangen* (eg 11)

*„Er spricht wie an dem Tage, da er die Welt erschuf.  
Da schweigen Angst und Klage; nichts gilt mehr als sein Ruf.  
Das Wort der ewgen Treue, die Gott uns Menschen schwört,  
erfahre ich aufs neue so, wie ein Jünger hört.“*

Sie haben es erkannt: *Wie soll ich dich empfangen* – ein Adventslied.  
Angst und Klage – sie gehören zum Advent.  
Denn sie sind Schwestern der Hoffnung.  
Gott sei's geklagt, haben die Alten gesagt – sie haben Gott ihr Elend geklagt:

So schau nun vom Himmel herab – wo ist nun dein Eifer und deine Macht?  
klagt Jesaja.  
Wer klagt, findet sich nicht ab mit dem, was ist; wer klagt, nimmt das  
Unheil nicht einfach wortlos hin. Indem wir unsere Klage vor Gott  
aussprechen, fängt darin, laut oder leise, schon die Hoffnung an, es könnte  
doch einmal anders werden.  
Und Advent ist Zeit der Hoffnung.

Gott spricht zu mir wie am Tag der Schöpfung, heißt es in der zweiten  
Strophe. Und was er spricht, geschieht.  
Ich höre, wie Jüngerinnen und Jünger hören.

Müsste Gebet nicht viel mehr Hören sein als Reden?  
Wie soll ich dich empfangen?  
Der Glaube kommt aus dem Hören, sagt Paulus.  
Gott weckt uns das Ohr. Erst *empfangen*.  
Damit wir *dann* auch reden: dass wir dann auch wissen, mit den Müden  
zu reden zu rechter Zeit.

Hier hat das Wort seinen schönsten Platz:  
Wo es aufbaut, nachdem es hingehört hat,  
wo es gerichtet ist, zuspricht, segnet – alle, die müde sind,  
nicht durchhalten, zweifeln, sich zerreißen.

Hören wir auf die neue Melodie, mit der wir die nächste (dritte) Strophe singen.

**Strophe 3** – *Vertraut den neuen Wegen* (eg 395)

*„Er will, dass ich mich füge. Ich gehe nicht zurück.  
Hab nur in ihm Genüge, in seinem Wort mein Glück.  
Ich werde nicht zuschanden, wenn ich nur ihn vernehme.  
Gott löst mich aus den Banden. Gott macht mich ihm genehm.“*

„Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist ...“ klingt hier in unseren Ohren mit.

Wenn ich die Strophe auf diese Melodie singe, dann hat der Gedanke, dass ich mich Gott fügen soll, etwas Unbekümmertes.

Die dramatischen Worte des Textes werden leicht, aus der Spannung zwischen menschlichem Wollen und Vermögen auf der einen Seite und göttlicher Herausforderung auf der anderen Seite wird Vertrauen.

„Vertraut den neuen Wegen“ und „Lob Gott getrost mit Singen“ – zwei Lieder mit hymnisch geprägter Melodie, die Zuversicht ausdrücken und die Gewissheit stärken, dass Gott uns begleitet und wir Menschen seines Wohlgefallens sind.

Gott macht mich ihm genehm. Vertraut den neuen Wegen!

Singen wir Strophe 4.

**Strophe 4** – *O König aller Ehren* (Epiphaniastlied eg 71)

*„Er ist mir täglich nahe und spricht mich selbst gerecht.  
Was ich von ihm empfahe, gibt sonst kein Herr dem Knecht.  
Wie wohl hat's hier der Sklave, der Herr hält sich bereit,  
dass er ihn aus dem Schlafe zu seinem Dienst geleit.“*

Wahrlich königliche Musik, machtvoll – so empfängt man einen König!

„O König aller Ehren, Herr Jesu, Davids Sohn, dein Reich soll ewig währen,  
im Himmel ist dein Thron ...“

Die Melodie dieses Epiphaniastliedes haben wir gesungen.



In der Epiphaniasezeit feiern wir die Göttlichkeit dieses Menschenkindes Jesus.

Während zu Weihnachten mehr die Niedrigkeit der Menschwerdung Gottes betont wird, geht es jetzt mehr um die Erscheinung, um die Epiphanie Gottes im Menschen Jesus.

Aus dem Christkind wird der Christkönig, vor dem die Weisen aus dem Morgenlande anbetend niederfallen, mit prachtvollen Geschenken und von einer außergewöhnlichen Sternenerscheinung geleitet.

In Jesus wird nun der neugeborene König geehrt.

Dies klingt mit, wenn wir diese Strophe auf eine Epiphaniasmelodie singen. Verbunden mit dem in Strophe 4 zitierten Text aus Lukas 12,37 wird die Königsherrschaft Jesu gleichzeitig gedeutet: Jesus wird den Menschen dienen, heißt es da.

Die Herrschaft Jesu ist von anderer Art als die weltlicher Könige und Herrscher.

Er ist gekommen, um den Menschen zu dienen.

„Was ich von ihm empfahe, gibt sonst kein Herr dem Knecht.“

Oder wie es im gesungenen Epiphaniaside in der 3. Strophe heißt:

„Du bist ein großer König, wie uns die Schrift vermeld't, doch achtest du gar wenig vergänglich Gut und Geld, prangst nicht auf stolzem Rosse, trägst keine güldne Kron, sitzt nicht im steinern Schlosse; hier hast du Spott und Hohn.“

Und damit sind wir bei der Passion.

Singen wir in diesem Sinne Strophe 5.

### **Strophe 5** – *O Haupt voll Blut und Wunden* (eg 85)

*„Er will mich früh umhüllen mit seinem Wort und Licht,  
verheißten und erfüllen, damit mir nichts gebricht;  
will vollen Lohn mir zahlen, fragt nicht, ob ich versag.  
Sein Wort will helle strahlen, wie dunkel auch der Tag.“*

„O Haupt voll Blut und Wunden“ – eine Melodie, die wir mit Karfreitag verbinden.

Das Morgenlied endet mit den Worten: „wie dunkel auch der Tag“.

Das ist die Ambivalenz des Lebens:

Dunkelheit und Licht, Freude und Leid, Schuld und Vergebung.

So wie das Kreuz nicht ohne Ostern ist, so ist die Dunkelheit nicht ohne Licht – ohne das Licht, das von woanders her mein Leben beleuchtet.

Weil die Osterbotschaft über allem steht, fehlt uns zum krönenden Abschluss nur noch ein fröhliches, beschwingtes Osterlied.  
Singen wir noch einmal die 5. Strophe - nun auf die Ostermelodie „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden“.

**Strophe 5** – *Auf, auf, mein Herz, mit Freuden* (eg 112)

**Gebet**

Barmherziger Gott,  
wir danken dir für das Licht dieses neuen Tages.  
Wir danken Dir, Teil Deiner Schöpfung zu sein.  
Wecke unsere Sinne und unser Herz auf, dass wir Dich wahrnehmen,  
gib deine Liebe in unser Herz, dass wir sie in uns tragen und weitergeben an die Menschen, denen wir heute begegnen.  
Erleuchte uns mit dem Geist der Wahrheit und der Weisheit.  
Geh du mit uns und behüte uns.  
Dir sei Ehre in Ewigkeit.  
Amen.

***Musikalisches Nachspiel***

**Segen:**

(nach Psalm 90,14.17)

Fülle uns frühe mit deiner Gnade,  
so wollen wir rühmen und fröhlich sein unser Leben lang.  
Und Gott sei uns freundlich  
und fördere das Werk unserer Hände bei uns.  
Ja, das Werk unserer Hände wollest du fördern!  
Amen.

## Die Kernlieder-Liste der Landeskirchen in Baden und Württemberg

### 1. Verrinnendes und Bleibendes

Es scheint, als zeichne sich in der schwer überschaubaren Vielfalt der kirchlichen Singkultur eine neue Spur der Beschäftigung mit dem geistlichen Lied ab: In der Fülle des neu Entstehenden ist ein wachsendes Bedürfnis nach Bleibendem zu erkennen. Das sog. Neue Geistliche Lied, abgekürzt NGL, wird langsam zur Epoche, auch wenn der Produktionsstrom unentwegt weiterläuft und nach wie vor Jahr für Jahr Lieder in sehr, sehr großer Anzahl produziert und publiziert werden. Die riesige Zahl von Liedern macht es möglich, dass Gruppen und Generationen, Menschen und Milieus große Auswahl haben, gerade im Singen das ihnen Passende auszuwählen. Je größer die Auswahl, desto kleiner die Chance, dass Gemeinsames und Verbindendes dabei ist. Das Lied ist schon lange Instrument zur Darstellung der Gruppenidentität, so etwas wie eine akustische Fahne, um die man sich schart und mit der man sich auch von anderen abgrenzt.

Mir begegnet vielleicht seit ein, zwei Jahren in Gesprächen zunehmend die Frage: Was bleibt? Was hält längerer Wiederholung stand? Was bewährt sich über längere Zeit? Und vor allem: was können wir gemeinsam singen? Ich habe den Eindruck, die Frage nach dem Kern eines gemeinsamen Lieder-Repertoires wird Menschen wieder wichtiger.

Auch andernorts lässt sich beobachten, wie solche Kernrepertoires oder kulturelle Grundausstattungen formuliert werden. Marcel Reich-Ranicki veröffentlicht seinen Kanon der Deutschen Literatur, die Süddeutsche Zeitung veranstaltete vergangenes Jahr eine Herausgabe der „50 besten Filme“ auf DVD. „Das Beste der Pop-Musik der letzten 50 Jahre“ wird auf CDs zusammengestellt.

Die Arbeitsgemeinschaft Ökumenisches Liedgut (AÖL) mit ihrem Vorsitzenden Stephan Klöckner macht sich daran, aus den neuen Liedern der letzten bald 50 Jahre das herauszufinden, was sich über längere Zeit gehalten bzw. eingebürgert hat.

Die Kirchengemeinde Laichingen auf der Schwäbischen Alb hat vor wenigen Jahren einen Liedkalender mit 12 Liedern für das Jahr produziert, der in vielen Häusern hing. Die Lieder wurden quer durch alle Gruppen und Kreise und im Gottesdienst gesungen.

Der Altpietistische Gemeinschaftsverband im Bereich der Württembergischen Landeskirche propagiert auf dem Weg über solche Kalender seine Monatslieder.

Da und dort beginnen Einzelne, einen Lieder-Grundstock zusammenzustellen. Der Schweizer Andreas Marti hat aus seiner langjährigen Erfahrung als Hymnologe und Theologe, als Organist und Kantor eine Liste von 18 Liedern zusammengestellt, die er als „Eiserne Ration traditioneller Kirchenlieder“ bezeichnet, die in RU und KU möglichst alle, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, drankommen sollten.

Eine Arbeitsgemeinschaft von württembergischen Kantorinnen und Kantoren hat aus der Kinderchorarbeit heraus eine Grundliederliste von 15 Liedern erstellt.

## **2. Nachhaltigkeit**

In diesem Zusammenhang wird das auch in der Politik gern gebrauchte Stichwort der „Nachhaltigkeit“ verwendet. Es kommt aus der Forstwirtschaft. Bäume wachsen langsam. Das muss man bei der Hege und Pflege einer Kulturlandschaft beachten. Wir leben heute von dem, was unsere Vorfahren gepflanzt haben, nicht nur davon, was wir selbst herstellen. Wir pflanzen heute Bäume, deren Früchte wir nicht selbst ernten, sondern erst unsere Kinder und gar unsere Enkel. Da muss man langfristig denken, das braucht auch eine gewisse Selbstlosigkeit, solch ein generationenübergreifendes Denken bewegt sich in größeren Zeiträumen, als es das eigene Leben ausmacht.

Auf das Projekt eines Kernlieder-Repertoires gewendet: Wir leben nicht nur von dem, was wir selbst herstellen, sondern wir sind auch das, was wir erben - wir sind sozusagen mehr, als wir sind, denn wir haben sehr viel empfangen, eben auch Lieder. Und die Frage stellt sich folglich, was wollen wir denen weitergeben, die nach uns kommen. Das Leben ist kurz.

### 3. Entgrenzung

Man hat Singen und Musik immer als etwas Verbindendes bezeichnet. Immer wieder hat Singen Menschen zusammengeführt. Lieder und Liedrepertoires sind aber immer auch Gruppenkennzeichen, mit denen eine Gruppe sich von einer anderen Gruppe abgrenzt. Darauf liegt heute eher der Schwerpunkt: jeder Gruppe ihre Lieder. Kindergartenkinder, Erstklässler, Viertklässler, Konfirmanden, Volksmusikfreude, Jazzer, Klassikfreunde, Discofreaks, Senioren – alle haben ihr spezifisches Repertoire. Das entspricht der vorherrschenden Auffassung und dem vorherrschenden Empfinden, Singen sei Selbstexpression, aktuelle Sprache des Gefühls, Darstellung und Präsentation der Person oder der Gruppe. Beim Sommerfest des Kindergartens singen die Kinder den Eltern und Großeltern ein Kinderlied vor, schön anzuhören, gut eingeübt, aber zusammen singen kann man es nicht. Die neue Idee ist, dabei auch wieder an „Geh aus mein Herz“ von Paul Gerhardt zu denken, ein Lied, aus dem problemlos im Kindergarten gesungen werden kann, und dann singen die Kindergartenkinder wieder zusammen mit ihren Eltern und Großeltern.

Singen hat etwas *Entgrenzendes*. Wer singt, überschreitet sich selbst. Das zielt zunächst noch nicht auf Transzendenz, sondern einfach darauf, dass Singen auf Gemeinsamkeit hinwill und darin einen gewissen Abstand zum Einzelnen intendiert. Dass sich selbst überschreitet, wer singt, hat im Raum der Kirche auch eine transzendente Dimension.

„Wer singt, überschreitet (...) die Grenzen seiner Befindlichkeit. Besonders an Knotenpunkten des Lebens wird spürbar, dass der Singende sich nicht nur selbst darstellt, sondern im Singen über sich hinausgeführt wird. Singen zielt auf Gemeinsames, gemeinsames Singen ist die natürlichste Art der gemeinsamen Verlautbarung. Singen führt aber auch über bloße Gegenwart hinaus, insofern durch's Singen sich historisch Vergangenes eines alten Liedes, aber auch unerhört Künftiges eines wirklich neuen Liedes in einer Person vergegenwärtigt und in der Gegenbewegung eine gegenwärtige Person über ihre pure Gegenwart, die aus sich allein nicht lesbar ist, hinausgeführt wird (...).“<sup>1</sup>

In diesem Zusammenhang bezeichnet Andreas Marti die Kirche als eine

---

<sup>1</sup> Bernhard Leube, Singen. In: Handbuch „Kirchenmusik als theologische Praxis“, hg. von Harald Schroeter-Wittke und Gotthard Fermor, Leipzig 2005, S. 15.

Erinnerungs- und Sprachgemeinschaft, deren Sprache kennen muss, wer sich ihr anschließt. „Dass die Sprache nicht die Heutige ist, mag eine Hürde sein; andererseits wäre es eine glatte Illusion zu meinen, wir könnten über den Glauben nur im Vokabular unseres Alltags reden.“ Geistliches Singen ist gleichzeitig „situationsbezogen und situationsüberlegen“, wie es in der Einleitung „Die Musik im Gottesdienst“ im württembergischen Gottesdienstbuch prägnant heißt. Oder Fulbert Steffensky: „Ich denke mich als Glaubender in den Glauben meiner Geschwister und in den Glauben meiner Kirche hinein, und so bin ich authentisch, indem ich meine Grenzen sprengt und der bin, der von fremden Broten ernährt wird.“<sup>2</sup> Die Erfahrung zeigt, dass gerade Kinder an diesem Punkt viel unbefangener sind, als gemeinhin vermutet wird.

#### **4 Das Projekt Kernlieder-Liste**

Singen ist eine zentrale Lebensäußerung der Kirche, eine „kirchliche Kernkompetenz“. Welche konkreten Perspektiven haben wir hier, die über spontanes Singen hinausreichen? Die Idee eines generationen- und vielleicht sogar milieuüberschreitenden Grundrepertoires an Liedern, das nicht besonders groß sein kann, zielt auf langfristige Singarbeit in den verschiedenen kirchlichen Lebens- und Arbeitsbereichen der Kirchen, im Kindergarten, in Schule und Konfirmandenunterricht, in der Chorarbeit, im Gottesdienst. Damit kommt eine singpädagogische Intention ins Spiel, die unser Singen in den letzten Jahrzehnten nicht eben geprägt hat, die der langfristigen Planung des Singens. Singen entsteht weithin kurzfristig, spontan und das soll auch nicht denunziert werden. Aber wenn wir Repertoire bilden wollen, muss zum spontanen Singen das Element der langfristigen Absicht hinzutreten.

„Repertoirebildung“ ist das entscheidende konzeptionelle Stichwort, das geht nur geplant und langfristig. „Gemeinsamkeit“ ist der andere Grundbegriff, der die Intention der Kernlieder-Liste prägt. Verbindlich ist nicht das Oktroy irgendeiner Behörde, sondern verbindlich ist, was das verbindet, was auseinanderstrebt. So kann eine Schnittmenge der kirchlichen Singkulturen und auch der Generationen entstehen, vielleicht ein neues kleines Instrument der Gemeinsamkeit von Kulturen und Generationen.

---

<sup>2</sup> Fulbert Steffensky, *Der Gottesdienst und seine Formen*. In: Ders., *Der alltägliche Charme des Glaubens*, Würzburg, 2002, S. 98.

Eine vielfältig zusammengesetzte Arbeitsgruppe mit Vertreterinnen und Vertretern der Evangelischen Landeskirchen in Baden und Württemberg hat nun eine zunächst 25 Lieder und drei Kanongesänge umfassende Liederliste erarbeitet. Am Tisch saßen prominente Vertreter und Vertreterinnen folgender Arbeitsbereiche: Tageseinrichtungen für Kinder, Kindergottesdienst, Konfirmandenarbeit, Religionsunterricht in der Schule, Jugendarbeit, Frauenarbeit, Kirchenmusik und Pfarrerschaft.

Ein Bündel von Kriterien war leitend: der Tageslauf, das Kirchenjahr, verschiedenste Kasualien, der Sonntagsgottesdienst, die Verbindung über die Generationengrenzen hinweg, Gemeinschaft (deshalb Kanongesänge), emotionale Ansprache, die Ökumene, protestantisches Profil, Mischung aus Traditionellem und Neuem, sprachliche und musikalische Qualität.

Eine so knappe, überschaubare und vor allem *gemeinsame* Repertoire-Liste konnte nur zustande kommen, indem die Vertreter/innen aller Arbeitsbereiche, die an der Erarbeitung der Liste beteiligt waren, auf Lieder verzichtet haben, die ihnen eigentlich wesentlich sind. So aber hat sie in ihrer überschaubaren Form den Charakter einer Schnittmenge aus Bereichen, die gerade im Singen oft nur wenig oder gar keine Berührung miteinander haben.

Welchen Grad von Verbindlichkeit hat dieses Repertoire? Die Arbeitsgruppe war einhellig der Meinung, dass dieses Kernlieder-Repertoire nicht auf dem Weg eines Erlasses publiziert werden kann, der die Singarbeiter und Singarbeiterinnen landauf, landab formal in die Pflicht nimmt.

Drei Schritte sind vorgesehen:

a) Die Kirchenleitungen in Karlsruhe und Stuttgart haben die Kernlieder-Liste für alle Lebens- und Arbeitsbereiche der Kirche, in denen Singen eine Rolle spielt, beraten und durch Zusätze ergänzt. Insgesamt umfasst die Kernlieder-Liste nun 33 Lieder und Kanons. Die Kirchenleitungen verbinden mit der Publikation der Liste die große Bitte, sie in allen Bereichen beider Landeskirchen, in denen gesungen wird, bei der langfristigen Bildung eines gemeinsamen Liederrepertoires zu verwenden. Im Blick sind die Kindergärten, der Religions- und Konfirmandenunterricht, der Kindergottesdienst, die Jugendarbeit, Kinder-, Jugend- und Erwachsenenchor, die Gottesdienste, dabei gerade auch Kasualien verschiedenster Art.

b) Die Publikation dieses Kernrepertoires in den einschlägigen Publikationsorganen aller relevanten Bereiche, nachdrücklich empfohlen durch die Kirchenleitungen und die Einrichtungen, die diese Repertoireliste erarbeitet haben.

c) Das Pädagogisch-Theologische Zentrum Stuttgart-Birkach, das Religionspädagogische Institut Karlsruhe und das Amt für Kirchenmusik Stuttgart erarbeiten ein singpädagogisches Arbeitsheft, das Materialien zur Arbeit mit den Liedern des Kernrepertoires in den verschiedenen Bereichen bereitstellt. In diesem Zusammenhang stellt sich dann auch die Frage nach der Produktion einer CD, die verschiedene Möglichkeiten zur Ausführung und Begleitung der Lieder vorstellt.



---

*Petra Bosse-Huber*

**„Singen gegen Mauern, bis sie fallen“  
Predigt über Apostelgeschichte 16, 23-34  
im Kantatengottesdienst am 14. Mai 2006  
in der Erlöserkirche Wuppertal-Barmen**

Friede sei mit euch!

Liebe Gemeinde,

Paulus und Silas, so erzählt der Evangelist Lukas, sitzen im Gefängnis. Antiker Strafvollzug der gnadenlosen Sorte wird an den beiden durchgezogen: Prügelstrafe und Folter, Essensentzug und Terror. Details, die bei uns Heutigen beunruhigende Bilder aus unserer Zeit wach werden lassen: Guantanamo und geheime CIA-Gefängnisse, Folterzentralen und Menschenrechtsverletzungen in unzähligen Ländern heute.

Paulus und Silas sitzen im „Innersten des Gefängnisses“, also in einer Art römischen Hochsicherheitstrakt, ohne irgendeine Chance auf Flucht. Was war geschehen?

Nach ihrer Ankunft in Europa war für Paulus und Silas die Hafenstadt Philippi zur ersten wichtigen Anlaufstation geworden. Das Christentum betritt mit diesen beiden Missionaren einen neuen Kontinent – unseren Erdteil – Europa.

Es ist eine Missionsgeschichte der ungewöhnlichen Sorte, von der Lukas in Europa zu berichten weiß: Zwei Frauen und ihre befreiende Begegnung mit dem Evangelium geben den Anfang europäischer Christianisierung. Die eine Frau ist Lydia, eine Purpurchändlerin, benannt nach ihrem Herkunftsland Lydien. Als Paulus und Silas diese Lydia und ihr Haus taufen, bildet sich die erste Keimzelle einer europäischen Gemeinde.

Wenn Sie so wollen, gehen auch unsere Wurzeln hier im Gottesdienst in der Erlöserkirche am Sonntag Kantate auf diese Lydia in Philippi, auf diese erste europäische Christin zurück.

Die andere Frau bleibt namenlos und wird von einem Wahrsagegeist beherrscht. Diese namenlose Sklavin war tatsächlich in der Lage, unter einem Gespinnst von Lügen, Betrug und Verdeckungen die Wahrheit aufzudecken, unter kunstvollen Täuschungen den echten Kern freizulegen. Sie war tagelang lauthals schreiend hinter Paulus und Silas hergelaufen und hatte gebrüllt: „Diese Menschen sind Knechte des allerhöchsten Gottes, die euch den Weg des Heils verkündigen“ (V. 17). Sichtlich entnervt angesichts dieser nicht enden wollenden Belästigungen befiehlt Paulus dem Wahrsagegeist, von dieser Frau auszufahren.

Mit ihrer Heilung erlebt die geplagte Frau zwar eine tief greifende Befreiung, ihren Besitzern aber ist durch diesen Exorzismus eine sprudelnde Einnahmequelle zerstört worden. Sie zeigen Paulus und Silas an, weil ihre finanziellen Interessen verletzt worden sind. In ihren Augen zählt die Befreiung und Heilung eines Menschen, einer „wertlosen“ Frau zumal, nichts gegen den ausgefallenen Profit. Hoch profitablen Handel mit abhängigen Frauen und ausgebeuteten Kindern gab es auch schon in der Antike.

Lukas, der Sympathisant und Verehrer des Imperium Romanum, erzählt für seine Verhältnisse sehr ungeschönt und ehrlich vom herrschenden römischen Antijudaismus zur Zeit der ersten Christinnen und Christen: Weder das römische Rechtssystem noch die Tatsache, dass Paulus und Silas römische Bürger waren, verhinderten, dass die beiden Missionare unter der absurden Begründung „weil sie Juden sind“ inhaftiert wurden. Rasse und Religion dienten auch damals zur Vertuschung von finanziellen und wirtschaftlichen Interessen. Ein antisemitisches Verhaltensmuster, das uns in Deutschland aus der jüngsten Vergangenheit schrecklich bekannt vorkommt: „Kauft nicht bei Juden!“ Ein Muster aber auch, das bis heute nichts von seiner Wirksamkeit eingebüßt hat. Wo Menschen verdächtig gemacht werden, reicht oft schon der Hinweis auf ihre Religion, ihre Hautfarbe oder Herkunft, um eine Spirale von Diskriminierung und Gewalt in Bewegung zu setzen.

Paulus und Silas damals, Opfer einer solchen Gewaltspirale jenseits aller Rechtsstaatlichkeit, werden als politische Gefangene, als Terroristen eingestuft. Nach Auffassung der Richter in Philippi sind sie Unruhestifter mit einem jüdischen Hintergrund, die eine aufrührerische Gefahr für die römische Gesellschaft darstellen. Wörtlich heißt die Anklage: „Diese Menschen bringen unsere Stadt in Aufruhr, sie sind Juden und verkünden Ordnungen, die wir weder einhalten noch annehmen dürfen, weil wir Römer sind“ (V. 20f.).

Für wie gefährlich man aus römischer Sicht Paulus und Silas gehalten haben muss, wird an der Art der Inhaftierung sichtbar: Nicht nur „im Innersten des Gefängnisses“ werden sie weggesperrt, sondern auch noch mit den Füßen in einem Holzblock. Qualvoll an das Holz fixiert wie am Kreuz ihr Meister Jesus, dem sie bis in die Passion nachfolgen.

Es ist Mitternacht, als Paulus und Silas zu beten und zu singen beginnen. An der Grenze zwischen Nacht und Tag widerstehen sie trotzig und widerspenstig mit ihren Gesängen der Verzweiflung, die in der Dunkelheit verführerisch und überwältigend nach ihnen greift. Gemeinsam beten die beiden Männer und loben Gott. Ausdrücklich hält die Apostelgeschichte diese beiden Zwillingsstätigkeiten fest: „Sie beten und loben“. Zwillingsstätigkeiten, dieses „Beten und Loben“ wie sie auch den Grundrhythmus unserer christlichen Gottesdienste weltweit bis heute prägen: Hosianna („Rette doch!“), Klage aus der Tiefe auf der einen Seite und Halleluja („Lobt den Herrn!“), Lobpreis auf der anderen. Kyrie und Gloria, Klage und Lobpreis. Singen befreit, nicht immer aus dem Kerker, aber häufig im Kerker, weil es beides in eins ist: Ausdruck der Verzweiflung und der Hoffnung. Die Gegenwart wird nicht schöner geredet, als sie ist, aber diese gewalttätige Gegenwart bekommt auch nicht das letzte Wort. Da wo Tod und Gewalt allein zu herrschen scheinen, rufen Menschen in Gebeten und Liedern die Macht Gottes an und erinnern sich selbst und andere an die großen Befreiungstaten Gottes.

Singen befreit, das ist die Botschaft der ganzen Heiligen Schrift, besonders der Psalmen, wie Paulus und Silas sie wohl angestimmt haben. Manchmal sind es tatsächlich nur zwei oder drei, die in seinem Namen versammelt sind und Gott in aller Finsternis loben. Manchmal finden solche Gebetsversammlungen unfreiwillig statt, in Kerkern oder an grauenhaften Stätten der Vernichtung. Vielleicht erinnern wir uns an die Freunde Daniels im Feuerofen (Daniel 3), die in das Feuer geschickt wurden aufgrund ihres jüdischen Glaubens. Jüdinnen und Juden, wie ihre Nachfahren im 20. Jahrhundert, die, einen grausamen Tod vor Augen, in den Konzentrationslagern und auf dem Weg in die Gaskammern sangen.

Manchmal singen Menschen auch ohne Leidensgenossen, allein gegen ihre Angst an, wie Jeremia am Grund einer schlammigen Zisterne, wie Daniel in der Löwengrube (Dan. 6, 17ff.) oder wie Josef im Gefängnis (Gen 39).

Wenn wir auf den Zug des Christentums durch Europa schauen, mögen uns auch noch andere Menschen einfallen wie die mutige Hugenottin Marie Durand im Kerkerturm von Aigues Mortues in der Camargue, die sich

weigerte, ihrem protestantischen Glauben abzuschwören, und dafür lebenslang inhaftiert wurde. Oder, um einen mutigen Zeugen der rheinischen Kirche zu nennen, Paul Schneider, der im KZ Buchenwald umgebracht wurde.

Manche dieser leidenden Zeuginnen und Zeugen Gottes haben sich durch Psalmen und Choräle am Leben gehalten. Sie füllen bis heute den Gesangbuchvers mit Leben: „Tobe, Welt, und springe; ich steh hier und singe in gar sichrer Ruh“ (EG 396,3).

Für einige öffnete sich irgendwann tatsächlich die Kerkertür in die Freiheit, für andere ging sie nur noch ein letztes Mal auf, als sie zur Hinrichtung geführt wurden. Die letzte Tür seiner Zelle in Rom hat sich auch für Paulus nur noch für seine Ermordung geöffnet. Einige dieser Zeuginnen und Zeugen Jesu Christi sind mit diesen Liedern und Gebeten auf den Lippen gestorben.

Andere haben mitten in der Kerkerhaft Worte von solch einer Eindringlichkeit, Schönheit und Tiefe niedergeschrieben, dass sie heute zum Gesangbuch unseres Herzens gehören. 2006, im Jahr seines 100. Geburtstages, fällt uns vielleicht als erstes Dietrich Bonhoeffer ein mit seinen Zeilen zur Jahreswende 1944/ 1945 „Von guten Mächten wunderbar geborgen“. Gerade an diesen Zeilen, ursprünglich nur an Bonhoeffers Braut Maria von Wedemeyer und seine Eltern als Silvestergruß aus dem Gefängnis geschmuggelt, wird deutlich, dass die Worte und Gesänge der Märtyrerinnen und Märtyrer ein lebendiger Schatz sind, aus dem wir Heutigen leben dürfen. Worte zum Leben und Mutfassen für uns.

Wie viele Lieder tragen Sie im Gesangbuch Ihres Herzens bei sich, liebe Gemeinde? Was können sie auswendig, haben es „learning by heart“ verinnerlicht? Zum Jubilieren an Freudentagen und zum Sich-Aufrichten und Sich-Festhalten unterwegs im finsternen Tal?

Ich kann mich aber gerne mit hineinnehmen in diese kritische Rückfrage angesichts dieser biblischen Geschichte: Haben wir einen ausreichenden Vorrat angelegt wie Paulus und Silas, die als fromme Juden die Psalmen auswendig singen konnten? Und haben wir unseren Kindern und Enkelkindern genug mitgegeben, zu Hause und im Kindergarten, im Religionsunterricht und in der Konfirmandenarbeit oder an welchen Orten auch immer? Haben wir sie nicht nur materiell satt gemacht, sondern auch ihre Seelen mit Worten und Tönen, mit Liedern und Gebeten genährt? Singen wir noch zu Geburtstagen oder an Festen? Gibt es noch

Familienlieder? Beten wir selbst morgens und abends, oder wie Paulus und Silas um Mitternacht, wenn wir ruhe- und schlaflos im Bett liegen? Bieten wir uns an, an den Krankenbetten oder in den Sterbezimmern von Menschen, die uns wichtig sind, zu beten? Oder ist es uns schwierig, vielleicht sogar peinlich, eine solche betende und singende Lebenshaltung einzuüben, weil sie uns so schrecklich unzeitgemäß und unmodern zu sein scheint? So sehr im Kontrast steht zum Zeitgeist?

Die Versuchung ist mächtig, sang- und klanglos die Haltung unserer Zeit zu übernehmen und die wirklich wichtigen, dafür aber vielleicht auch schwierigen Dinge im Leben vorsichtshalber zu delegieren: statt lebendige Menschlichkeit zu riskieren, lieber perfekte Konserven zu konsumieren ... Das nimmt manchmal ja schon fast skurrile Formen an: Da boomen die Kochsendungen im Fernsehen und dennoch schnippeln, braten und dünsten immer weniger Menschen selbst. Da wird vor lauter Sehnsucht nach Liebe und Bindung die Vorabendliebesgeschichte, die tägliche Fernseh-Soap fest und unverzichtbar in den eigenen Tagesablauf eingebaut, aber das Risiko, sich auf einen echten Menschen mit all seinen Stärken und Schwächen einzulassen, scheint zu groß zu sein. Da werden lieber perfekte Musikaufnahmen aufgelegt, als mit allen Unvollkommenheiten selbst zu musizieren und zu singen. Selber singen als Gemeinschaftserlebnis gibt es fast nur noch bei tosenden Konzerten und im Fußballstadion. Da grünt vor unseren Augen der Markt mit Spiritualität und Esoterik, weil Menschen so elementare Dinge wie das Beten nicht mehr gelernt haben.

Vielleicht gehören Sie aber auch, liebe Gemeinde, gar nicht zu der Sorte von Delegierern, die ich eben ein wenig überzeichnet dargestellt habe, sondern Sie lieben das echte Leben mit all seinen Widersprüchen und Unvollkommenheiten viel mehr als den schalen uniformen Ersatz aus der Konserve.

Vielleicht lieben Sie es, in die wöchentliche Chorprobe zu gehen und mit anderen gemeinsam eine ganze Schatzkammer von Tönen und Worten zu betreten. In Noten und Texten mit Schönheit angefüllt bis zum obersten Rand zu schwelgen. Vielleicht füllen Sie aus dieser Schatzkammer die persönliche Schatztruhe Ihres Lebens auf. Mir scheinen oft die Bibeltexte am schönsten und nächsten zu sein, die ich singen kann, besonders die Psalmen, weil sie wirklich mein Herz erreichen.

Vielleicht gehören Sie zu den glücklichen Menschen, die im Gottesdienst eine heilende Gegenwelt gegen all die hektische Betriebsamkeit des Alltags

entdeckt haben. Die am Sonntag das erfahren, was auch Paulus und Silas an Leib und Seele widerfahren ist: Singen und beten stärkt und tröstet. Singen und beten bringt immer wieder die Zellen und Kerker unseres persönlichen Lebens zum Einstürzen.

Musik kann Mauern zum Wackeln bringen, in die wir uns eingemauert haben. Singen sprengt die Fesseln unserer Trauer und Verzweiflung. Beten erreicht sogar die Verliese unserer quälendsten Schuld und die Einzelzellen unserer geheimsten Einsamkeit.

Deshalb das Echo dieses Sonntags: Kantate! Singt! Bringt die Mauern Eures Lebens zum Wackeln! Verwechselt die engen Zellen Eures Lebens nicht mit den weiten Wohnungen Gottes!

Die lauschenden Mitgefangenen im Kerker von Philippi erleben mit, dass es für singende und betende Menschen keine aussichtslosen Lagen gibt. Ein Erdbeben erschüttert das Gefängnis. Manchmal hilft Singen, damit Grenzen, Gitter und Mauern fallen.

Wir haben das selbst mit weit offenem Mund staunend erlebt, als damals die Berliner Mauer fiel. Was für ein herbeigesehntes und herbeigebetetes politisches Erdbeben war das! Wir durften in unseren Tagen aus der Ferne Zeitzeugen werden für die gewaltfreie singende Revolution in Estland. Wie gut, wenn Menschen Lieder haben, die sie verbinden und die sie gewaltfrei gegen Unrecht und Unterdrückung aufstehen lassen!

Das Erdbeben in Philippi, das die Gesänge des Paulus und Silas beantwortet, befreit damals nicht nur die unschuldig Inhaftierten, sondern ebenso die anderen Gefangenen, Verbrecher jeglicher Couleur.

Und es konfrontiert den Kerkermeister mit einer ausweglosen Situation: Seine Gefangenen fliehen, so meint er, er selbst hat versagt. Der Ehrencodex seines blutigen Berufes verlangt, dass er nun selbst seinem Leben ein Ende setzt, sich in sein Schwert stürzt.

Wieder sind es Paulus und Silas, die sich ganz anders verhalten, als es der gesunde Menschenverstand nahe legen würde. Statt dem Impuls zu folgen, sofort das Weite zu suchen, bleiben sie. Waren sie eingekerkert und misshandelt frei zum Singen und Beten gewesen, so sind sie dafür jetzt, wo sie urplötzlich ihrer Fesseln ledig sind, frei zum Bleiben.

Paulus und Silas bleiben um eines Mannes willen, der sie gequält und gefoltert hatte, und verhindern so dessen Suizid. Sie bleiben um eines Feindes willen, der ihnen auf diesem ungewöhnlichen Weg zum Bruder wird. Das ist wirklich Gefängnis- und Sorge auf eine höchst ungewöhnliche Weise. Um Mitternacht erlebt dieser suizidgefährdete Mann etwas aufrüttelnd Neues: „In der Mitte der Nacht liegt der Anfang eines neuen Tages, und in ihrer dunklen Erde liegt der Keim der Hoffnung.“ Diesem Folterknecht, der sein Geld mit Freiheitsentzug und Gewalt verdient, erzählen Paulus und Silas von Jesus Christus und seinem Reich der Freiheit und Gewaltlosigkeit. Diesem Meister des Todes erzählen sie vom Meister des Lebens. Der Kerkermeister kann nicht genug von diesem Jesus zu hören bekommen. Er lädt die beiden in sein Haus ein und versorgt ihre Wunden, die die Folter hinterlassen hat. Schließlich lassen sich er und sein Haus taufen und werden so zur nächsten christlichen Keimzelle in Europa. Nach einer Purpurchändlerin und einer besessenen Sklavin wird nun als dritter ein Kerkermeister Christ – von Anfang an ist die christliche Gemeinde eine höchst eigenwillige Gemeinschaft. Ein Gewalttäter, dem am Schluss nur noch der Suizid zu bleiben schien, beginnt stattdessen, getauft durch seine Opfer, ein neues Leben.

Manchmal erfordert dieses Freisein zum Bleiben, so wie es Paulus und Silas leben, einen hohen persönlichen Einsatz. Ich denke an eine aufwühlende Begegnung in Palästina, wo Menschen der evangelischen Gemeinde in Bethlehem unserer rheinischen Reisegruppe erzählten, warum sie in ihrem zerrissenen Land bleiben, während sich die politische Situation immer weiter verschärft und um sie herum die Betonmauer zwischen Israelis und Palästinensern hochgezogen wird. Menschen gefangen in ihrer verwüsteten und wirtschaftlich ausgebluteten Stadt, abgeschnitten von Schulen und Arbeitsplätzen, ihren Olivenhainen und allem Grün. Ich denke an den Pfarrer im Begegnungszentrum Bethlehem Dr. Raheb, der uns gleichzeitig tief verzweifelt und voller Hoffnung Rede und Antwort stand: Mit wenigen christlichen Gemeindegliedern, die nicht Zuflucht und Asyl im Ausland gesucht haben, harret er in dem immer islamischer und militanter werdenden Geburtsort Jesu aus – aus seinem Glauben heraus frei zum Bleiben. Menschen, die unsere Gebete brauchen, damit diese unüberwindliche Mauer zwischen Juden und Arabern irgendwann überwunden wird.

Frei zum Bleiben ist aber auch jene ältere Frau in Wichlinghausen, die die Verzweiflung und Schmerzen ihrer Freundin teilt, obwohl der Impuls, zu fliehen und das Weite zu suchen, manchmal übermächtig wird. Manchmal kann sie dieses Dabeibleiben wirklich nur aushalten, weil ihre Gebete ihr

einen Weg ins Freie zeigen und weil das Singen im Chor ihrer Seele Flügel verleiht. Dann löst sich ihre Verkrampfung und Anspannung langsam auf, dann kommt sie zur Ruhe. Die Töne erreichen ihre Seele und heitern sie auf.

Die Geschichte des Paulus und Silas hat bei näherer Betrachtung genauso wenig von Idylle wie die Geschichten unseres eigenen Lebens. Dennoch wird hier in der Bibel ein Ton angeschlagen, der durch die Jahrhunderte weiterklingt bis in unseren Kantategottesdienst hinein. Ein Ton voller Menschlichkeit und Hoffnung, der auch uns erreichen will:

Betet und singt, damit Ihr erlebt, wie die Mauern Eures Lebens ins Wanken geraten. Traut den Verheißungen, die Euer Herz erreichen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.



## Die „Liturgische Konferenz“ Deutschlands: Gegenwärtige Arbeitsformen und Arbeitsvorhaben

Seit dem Frühjahr 2006 habe ich die Ehre, als Nachfolger von Christian Grethlein (Münster) den Vorsitz der „Liturgischen Konferenz Deutschlands (LK)“ innezuhaben. Gerne nehme ich die Gelegenheit wahr, die LK an dieser Stelle kurz vorzustellen. Die Konferenz ist eine freie (also nicht vonseiten kirchlicher Gremien weisungsgebundene) Vereinigung von liturgischen Expertinnen und Experten innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und darüber hinaus im deutschen Sprachraum: Die faktisch bestehenden liturgischen Grenzen werden stärker von der Sprache als von der Nation gezogen. Zur LK gehören etwa 50 von den Kirchen entsandte Delegierte sowie berufene Fachberater aus der universitären Liturgiewissenschaft und aus den kirchlichen Gottesdienstinstituten. Die Mitglieder kommen aus den lutherischen, unierten und reformierten Kirchen. Ihre Geschäftsstelle ist die „Gemeinsame Arbeitsstelle für gottesdienstliche Fragen der EKD“ in Hannover.

Bis zum Jahre 2002 trug die Konferenz den Namen „*Lutherische* liturgische Konferenz“; unter diesem Namen, noch besser unter ihrer Abkürzung „LLK“, ist die Konferenz in liturgischen Kreisen weithin bekannt. Die Namensänderung ist der Tatsache geschuldet, dass zu der Konferenz längst nicht mehr nur Lutheraner, sondern Vertreter aller evangelischen Konfessionen im deutschen Sprachraum gehören (können). Aus der LLK gingen das Lutherische Agendenwerk (Lutherische Agende I-IV, seit 1955) ebenso hervor wie die „Erneuerte Agende“ (1990) sowie schließlich das „Evangelische Gottesdienstbuch“ (1999). Gegenwärtig ist die LK den Pfarrämtern und jeder Küsterei wahrscheinlich am bekanntesten durch die Herausgabe des jedes Jahr neu erscheinenden „Sonn- und Festtagskalenders“. Dieser Kalender wird übrigens in diesem Jahr, also für das Kirchenjahr 2006/2007, erstmalig in neuer graphischer und damit in nutzerfreundlicherer Form erscheinen.

### 1. Zur Geschichte der Liturgischen Konferenz

Die Wurzeln der Liturgischen Konferenz liegen in der Zeit des Kirchenkampfes. Als in der Zeit des Nationalsozialismus die Möglichkeit der

Kirchenleitungen verloren ging, für gute und verbindende Gottesdienstordnungen zu sorgen, ging die inhaltliche Arbeit auf die freien liturgischen Arbeitsgemeinschaften über. Dazu gehörten u. a. die „Berneuchener“ und die „Evangelische Michaelsbruderschaft“, aber auch die „Liturgische Konferenz Niedersachsens“, die Liturgischen Ausschüsse der Rheinischen und der Westfälischen Bekennenden Kirche sowie Vertreter aus Bayern und Württemberg. 1941 schlossen sich diese einzelnen Gruppen bei einem Treffen im Landeskirchenamt in Hannover zusammen; diese Gruppen arbeiteten dann gemeinsam bis 1944.

Nach dem Kriege konstituierte sich der Zusammenschluss neu unter dem Namen „Lutherische Liturgische Konferenz“. In die Konferenz wurden dann aber auch Delegierte von den Landeskirchen als nicht weisungsgebundene Mitarbeiter entsandt. Schon seit 1947 arbeiteten hier unierte Mitglieder mit, von denen der rheinische Präses Joachim Beckmann (1901-1987) von besonderem Einfluss war.

Die Wirkung der Konferenz auf die gottesdienstlichen Ordnungen der Nachkriegszeit ist kaum zu überschätzen (das gilt für das Agendenwerk der VELKD wie für das Agendenwerk der EKU). Der erste Vorsitzende der Konferenz war der Hannoversche Oberlandeskirchenrat Christhard Marenholz (1900-1980), ihm folgte der spätere Schaumburg-Lippische Landesbischof Joachim Heubach und diesem der Mindener Superintendent Alexander Völker. Nachdem das Evangelische Gesangbuch und das Evangelische Gottesdienstbuch abgeschlossen waren, trat Alexander Völker 2001 von seinem Amt zurück und der Praktische Theologe Christian Grethlein aus Münster übernahm den Vorsitz. Unter seiner Amtsführung wurde die Arbeitsstruktur der Konferenz grundlegend verändert. Die Plenartagungen vollziehen sich seitdem wesentlich in der Form von Tagungen der Arbeitsausschüsse, die bestimmte Projekte verfolgen.<sup>3</sup> Die Arbeitsausschüsse widmen sich grundlegenden Fragestellungen, die für die liturgische Praxis der Gemeinden und Kirchen von Bedeutung sind und die von deren liturgischen Ausschüssen in der Regel nicht bearbeitet werden können. Die Ausschussarbeit hat sich in den letzten Jahren als sehr förderlich für die Arbeitsergebnisse erwiesen (dazu s.u.). Mit der Plenartagung im Michaeliskloster in Hildesheim im März habe ich den Vorsitz der Liturgischen Konferenz übernommen. Im Jahre 2006 ist auch insofern eine Zäsur eingetreten, als verschiedene Arbeitsausschüsse mit

---

<sup>3</sup> Dazu vgl. Christian Grethlein: Von der Lutherischen Liturgischen Konferenz zur Liturgischen Konferenz, in Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie (JLH) 44 (2005), 63-70.

ihren Projekten ans Ziel gekommen sind und die Neukonstituierung von Arbeitsgruppen vorgenommen wurde.

## **2. Die Aufgaben der Liturgischen Konferenz**

War es die klassische Aufgabe der LLK gewesen, die Agendenwerke für die Lutherischen und für die Unierten Kirchen zu erarbeiten, so ist diese Arbeit an den liturgischen Texten inzwischen an die liturgischen Ausschüsse der in Deutschland arbeitenden konfessionellen Bünde innerhalb der EKD übergegangen (Liturgische Ausschüsse der VELKD und der UEK). Die neue Konfirmationsagende, die Trauagende und die Bestattungsagende wurden von diesen liturgischen Ausschüssen erstellt; gegenwärtig befindet sich die neue Ordinationsagende in der Erarbeitung. Auf Grund des strukturellen Veränderungsprozesses innerhalb der EKD werden die beiden liturgischen Ausschüsse der Kirchenbünde künftig sehr eng zusammenarbeiten und wahrscheinlich über kurz oder lang zu einem gemeinsamen liturgischen Ausschuss der EKD werden.

Damit ist eine deutliche Aufgabenteilung gegeben, die allerdings genaue Absprachen über die Arbeitsvorhaben und die Koordination der Projekte samt ihren Zeitplänen verlangt: Die liturgischen Ausschüsse erarbeiten die Agendenwerke, die gottesdienstlichen Arbeitsstellen in den Landeskirchen erarbeiten gottesdienstliche Materialien und führen gottesdienstliche Erhebungen auf lokaler Ebene durch, die Liturgische Konferenz ist für die theoretische Begleitung der agendarischen Prozesse und darüber hinaus für die praktisch-theologische Begleitung des gottesdienstlichen Geschehens und des Gottesdienstreformprozesses zuständig. Dazu gehört auch, dass die Liturgische Konferenz sich um die Koordination der verschiedenen Aktivitäten kümmert. Denn wenn das Erscheinen einer neuen Agende und eines neuen Gesangbuches schon den Beginn eines neuen Reformprozesses bedeutet, dann wird man auch jetzt schon an die Revisionen des Evangelischen Gottesdienstbuches von 1999 und des Evangelischen Gesangbuches von 1993 zu denken haben.

Auch eine Revision der Perikopenordnung aus dem Jahre 1978 wird von Praktikern immer wieder angeregt und gewünscht. Wenn es allerdings zu Reformen kommen soll, die nicht überstürzt vorgenommen werden und die sich auf das Gottesdienstbuch, die Perikopenordnung (Lektionar) und auf das Evangelische Gesangbuch gleichermaßen beziehen, dann ist eine langfristige Planung und Koordination angezeigt. Fasst man für eine durchgreifende Neuordnung etwa das Reformationsjubiläum im Jahre und

2017 ins Auge, dann hat jetzt ein koordinierter Diskussions- und Arbeitsprozess auf verschiedenen kirchlichen Ebenen und auf Augeshöhe mit ökumenischen Entwicklungen zu beginnen. Unter anderem dieser Aufgabe will sich die LK in Zukunft zuwenden.

### **3. Bisherige Arbeitsgruppen der Konferenz**

Die Liturgische Konferenz hat bisher in fünf Ausschüssen gearbeitet:

**3.1 Der Ausschuss „Kirchenjahr erneuern“** beschäftigte sich unter Vorsitz von Prof. Dr. Kristian Fechtner (Mainz) mit den veränderten Lebensrhythmen der Gegenwart, die auf die Veränderung des Kirchenjahres hindrängen. Die überkommenen kulturellen Zeitmuster von Alltag und Festzeit individualisieren sich oder verschwinden ganz. Der veränderte Teilnehmerhythmus am sonntäglichen Gottesdienst verlangt besondere Anstrengungen, damit der Sinngehalt des Kirchenjahres auch denjenigen zugänglich wird, die nur punktuell an ihm teilhaben. Die Arbeitsgruppe hat ein Arbeitspapier verabschiedet, das in der Zeitschrift „Praktische Theologie“ im ersten Heft des Jahrgangs 2006 veröffentlicht wurde.<sup>4</sup>

**3.2 Der Ausschuss „Perspektiven für ein neues Gottesdienstbuch“** arbeitet an einer Handreichung, in der der agendarische Reformprozess bilanziert und für die Zukunft durch die Formulierung von wichtigen Kriterien fortgeschrieben werden soll. Dabei geht es u. a. darum, dass eine Theologie des Gottesdienstes gegenwärtig nicht mehr im Sinne einer normativen Theologie, die unabhängig von empirischen Perspektiven formuliert wird, möglich ist. Eine theologische Theorie des Gottesdienstes muss heute vielmehr als eine praktisch-theologische Theoriebildung konzipiert werden. Dazu ist ein nachvollziehbares und kontrolliertes Miteinander von biblischen und dogmatischen, aber auch von ritualtheoretischen und anderen anthropologischen Perspektiven erforderlich. Der Ausschuss arbeitet an einer Handreichung, die auf der Plenartagung im Herbst 2006 verabschiedet und dann publiziert werden soll.

**3.3 Der Ausschuss „Religiöse Feiern in gemeinsamen Lebenssituationen“** hat unter meinem Vorsitz eine Orientierungshilfe erarbeitet, die im März 2006 im Gütersloher Verlagshaus erschienen ist: „Mit Anderen feiern – gemeinsam Gottes Nähe suchen. Eine Orientierungshilfe der Liturgischen

---

<sup>4</sup> Praktische Theologie 41 (2006) Heft 1, 48-58.

Konferenz für christliche Gemeinden zur Gestaltung von religiösen Feiern mit Menschen, die keiner christlichen Kirche angehören“<sup>5</sup>. Für die Frage, ob Christen mit Menschen anderer Religionszugehörigkeit oder mit Menschen ohne religiöses Bekenntnis zusammen feiern können, werden hier Beobachtungen und Kriterien zusammengestellt. Die Arbeitshilfe geht davon aus, dass solche Feiern tatsächlich stattfinden, und sie will die damit gegebenen Möglichkeiten, aber auch die theologischen Problemstellungen so benennen, dass Mitarbeiterkreise und Presbyterien zu einer eigenen Urteilsbildung kommen können. Die Schrift eignet sich in ihren drei Teilen („Situationen wahrnehmen – Theologisch urteilen – Gemeinsam feiern“) für Veranstaltungen von Arbeitskreisen, kirchlichen Gremien oder für die Verwendung bei Arbeitertagen. Die Möglichkeit des gemeinsamen Betens wird weder grundsätzlich abgelehnt noch propagiert; es wird vielmehr eine genauere Unterscheidung hinsichtlich der Gebetsituationen und der Gebetsformen getroffen. Dadurch soll den Gemeinden selbst eine Hilfe zur genaueren Unterscheidung gegeben werden, um evangeliumsgemäß und situationsgemäß handeln zu können.

**3.4 Musikausschuss:** Der Musikausschuss (unter dem Vorsitz von Klaus Danzeglocke) hat in der Konferenz eine lange Tradition. Er begleitet die Arbeit der anderen Ausschüsse und steht als ständiger Ausschuss für die musikalischen Fragestellungen zur Verfügung, die bei anderen Arbeitsvorhaben bzw. in den anderen Ausschüssen zum Thema werden (wie kürzlich zur Gestaltung von Musik im Islam und in dessen Gebetspraxis). Vor allem aber widmet sich der Musikausschuss gegenwärtig der Frage des Gemeindesingens und den in diesem Zusammenhang zu beachtenden kulturellen Veränderungen. Es geht um eine Theorie des Singens in der heutigen Gesellschaft generell – also nicht nur im Rahmen von kirchlichen Veranstaltungsformen. Der Ausschuss hat im letzten Jahr außerdem eine Publikation zum Gemeindesingen herausgebracht.<sup>6</sup>

**3.5 Ausschuss „Pastorale“:** Eine kleine Arbeitsgruppe (Pfarrer Klaus Eulenberger, Pfarrer Dr. Lutz Friedrichs, Professorin Dr. Ulrike Wagner-Rau) erarbeitete zwischen 2003 und 2005 das „Neue evangelische Pastorale“, das 2005 im Gütersloher Verlagshaus erschien.<sup>7</sup> Anders als das 1981 erschienene „Pastorale“, das Gebete und Lesungen für die Seelsorge auf dem Hintergrund eines noch wesentlich kerygmatisch geprägten

---

<sup>5</sup> S. die Rezension unten S.

<sup>6</sup> Christa Kirschbaum, Melodiespiele mit Gesangbuch-Liedern, München 2005 (mit CD).

<sup>7</sup> Schon 2005 wurde eine zweite Auflage erforderlich.

Seelsorgeverständnisses zusammengestellt hatte, geht das neue Pastorale von einer Gliederung nach grundlegenden „Gefühlsräumen“ aus, die bekanntermaßen die seelsorgerlichen Situationen, denen die Pfarrerrinnen und Pfarrer und andere Seelsorgerinnen und Seelsorger begegnen, in sehr starkem Maße bestimmen: „Freude – ich will das Morgenrot erkennen“, „Angstgedanken – erhöre mich, mein Gott!“, „Trauergedanken – du hast meine Klage verwandelt“, „Scham – Gott lasse leuchten sein Angesicht über dir“, „Schuldgedanken – Gott aber sieht das Herz an“, „Wut – das Netz ist zerrissen“ – diese sechs Gefühlsräume sind die Gliederungspunkte für Texte, Gebete und Segensformeln, die in der Begleitung von Menschen zur Verfügung gestellt werden. Daneben werden auch noch kleine liturgische Formen für besondere Anlässe geboten (wie Geburtstag, Sterben, Aussegnung, Unfall); schließlich finden sich auch kleine Hilfen zur Vor- und Nachbereitung für die Seelsorgerinnen und Seelsorger. Das kleine Buch (für die Westentasche) wurde im ersten Jahr nach dem Erscheinen in erfreulich starkem Maße nachgefragt: Es entspricht offensichtlich einem Bedürfnis der Praxis, auf Formen zurückgreifen zu können, die in der seelsorgerlichen Situation dadurch Handlungsfreiheit ermöglichen, dass sie einen Rahmen an helfender geprägter Sprache zur Verfügung stellen.

Auf ebenfalls großes Interesse in der Praxis stößt das Evangelische Zeremoniale, das vom Zeremoniale-Ausschuss der Liturgischen Konferenz erarbeitet wurde und 2004 ebenfalls im Gütersloher Verlagshaus erschien.<sup>8</sup> Hier ist es nicht zuletzt das ausführliche „liturgische Glossar“ (S. 121-212, also fast die Hälfte des Buches einnehmend), das in übersichtlicher Form wichtige Informationen bereitstellt, die nicht jedem bekannt sind (man vergleiche z. B. nur unter „A“ die Stichworte „Agape“, „Agende“, „Agnus Dei“, „Akklamation“, „Akoluth“, „Albe“, so S. 124f.).

#### **4. Die weitere Ausschussarbeit der Konferenz**

Die Arbeit der Ausschüsse der LK vollzieht sich auch weiterhin projektorientiert und soll zu Veröffentlichungen führen, die eine besondere Art von Praxishilfe sind. Es soll sich weder um bloße Textsammlungen handeln, noch um Gottesdienstentwürfe, aber auch nicht um liturgiewissenschaftliche Publikationen im Sinne des universitären Fachgesprächs. Die *theoretische* Arbeit der Konferenz ist vielmehr an den *praktischen* Aufgaben orientiert: Sie will Informationen, Orientierungshilfen

---

<sup>8</sup> Ein Evangelisches Zeremoniale. Liturgie vorbereiten – Liturgie gestalten – Liturgie verantworten, Gütersloh 2004.

und Kategorisierungen bereitstellen, die dazu helfen, evangeliumsgemäß und situationsgemäß liturgisch handeln zu können.

Die Liturgie steht heute vor immensen Spannungen und Widersprüchen, die es wahrzunehmen gilt und angesichts deren man als liturgisch Verantwortlicher nicht einfach zusehen kann, sondern gerade handeln muss:

- die gleichzeitige rituelle Entwöhnung und das Bedürfnis nach entlastenden und das Leben verdichtenden Ritualen;
- der Wunsch, in Formen beheimatet zu sein, diese aber gleichzeitig situativ frei wählen zu können;
- die Sehnsucht nach Gewissheit im Glauben und die gleichzeitige Befürchtung, dem eigenen Empfinden untreu zu werden.

Mit einem Ruf zur Tradition oder zur Öffnung der liturgischen Formen ist es also keinesfalls getan. Jede Form von ritueller Gestaltung vollzieht sich in der Gegenwart im Rahmen der genannten Spannungen. Kurz: Die große Ambivalenz gegenüber dem Überpersönlichen, Traditionellen und Vorgegebenen, diese typisch protestantische Zwiespältigkeit gegenüber der Liturgie verstärkt sich in der Zeit der Individualisierung – in der das protestantische Prinzip der Eigenverantwortung so sehr zur Geltung gekommen ist, wie man sich das lange Zeit nicht vorstellen konnte. Liturgische Arbeit kann heutzutage nicht einfach eine – fortschrittliche oder traditionsbewusste – Reform der Riten sein. Es geht vielmehr um eine Reform des Zugangs zum Liturgischen überhaupt. Dem damit angedeuteten Spannungsfeld will sich die LK in den nächsten Jahren widmen.

Nachdem die Mehrzahl der eingesetzten Ausschüsse zu einem Abschluss ihrer Arbeitsvorhaben gekommen ist, haben sich auf der Plenartagung im Frühjahr 2006 neue Ausschüsse konstituiert, die im Herbst mit ihrer Arbeit beginnen werden. Auf Grund der geschilderten Aufgabenstellung wird der Musikausschuss unter dem Vorsitz von Klaus Danzeglocke bestehen bleiben und seine Arbeit fortsetzen. Daneben werden neu die folgenden Ausschüsse gebildet:

- *Gottesdienst und Dramaturgie*, Vorsitz Prof. Dr. Klaus Raschzok, Neuendettelsau
- *Kirchenjahr gestalten*, Vorsitz Hauptpastor Andreas Röder, Hamburg
- *Andere Gottesdienste* (Gottesdienste im „2. Programm“), Vorsitz Direktor Dr. Jochen Arnold, Hildesheim

- *Liturgien in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit*, Vorsitz Prof. Dr. Kristian Fechtner, Mainz
- *Schulgottesdienste*, Vorsitz Prof. Dr. Bernhard Bressler, Marburg
- *Liturgisch-seelsorgerliches Handeln im Umfeld der Bestattung*, Vorsitz Prof. Dr. Ulrike Wagner-Rau, Marburg.

Daneben soll ein Kontakt-Ausschuss gebildet werden, der als ständiger Ausschuss mit den anderen kirchlichen Gremien, vor allen Dingen mit den liturgischen Ausschüssen innerhalb der EKD Absprachen trifft und Perspektiven für die Fortführung des agendarischen Reformprozesses (also für die Weiterarbeit an Gesangbuch, Perikopen und Agende) entwickelt.

Die Evangelische Kirche im Rheinland ist in der Arbeit der LK gut repräsentiert (außer den Genannten auch durch Pfarrerin Britta Beuscher, Bad Honnef, und Pfarrer Eckart Schwab, Landeskirchenamt Düsseldorf), und es ist zu hoffen, dass die Arbeit der LK den Gemeinden und den Gottesdiensten im Rheinland zugute kommt. Über den „Ausschuss für Gottesdienst und Kirchenmusik“ der Evangelischen Kirche im Rheinland und durch den Pfarrer in der Arbeitsstelle Gottesdienst, Dr. Martin Evang, sind die nötigen Gesprächsfäden vorhanden, und es sei am Schluss dieses kurzen Artikels ausdrücklich dazu ermutigt, diese aufzunehmen und zu nutzen.



## **Religiöse Feiern mit Menschen, die keiner Kirche angehören Eine Orientierungshilfe der Liturgischen Konferenz**

Als die „Lutherische Liturgische Konferenz Deutschlands“ sich vor vier Jahren umbenannte in „Liturgische Konferenz“, war dies nicht allein ein konfessionelles Signal. Es ging auch um eine erweiterte Aufgabenstellung. Verstärkt – und in mehr grundsätzlicher Art als bisher – wollte sich die Konferenz solchen liturgischen Fragen widmen, die sich angesichts der aktuellen gesellschaftlichen und kulturellen Herausforderungen neu stellen.<sup>9</sup> Ganz in diese Richtung geht ihre jüngste Publikation „Mit anderen feiern - gemeinsam Gottes Nähe suchen“. Das knapp hundert Seiten starke Büchlein will Gemeinden eine „Orientierungshilfe“ geben „zur Gestaltung von religiösen Feiern mit Menschen, die keiner christlichen Kirche angehören“.<sup>10</sup>

Was ist zu bedenken, wenn christliche Gemeinden nach religiös gestaltendem Handeln gefragt sind in Situationen, die Christen und Menschen anderer Religionszugehörigkeit oder auch ohne religiösen Glauben gemeinsam sind? Die Anlässe dafür mehren sich in einer Gesellschaft, in der wichtige Bereiche gemeinsamen Lebens und Erlebens sich immer weniger mit der Zugehörigkeit zu einem spezifischen religiösen Bekenntnis decken. Bei einem Gottesdienst anlässlich der Eheschließung eines Christen mit einem Nichtchristen lässt sich der nichtchristliche Partner weder wegdenken noch christlich subsumieren. Dasselbe gilt bei den traditionellen Gottesdiensten zum Schulbeginn, wenn ein wachsender Teil der Schülerinnen und Schüler aus muslimischen Familien kommt. Es gilt aber auch bei kirchlich (mit)gestalteten Gedenkfeiern für Katastrophenopfer, bei öffentlichen Friedensgebeten, im Grunde bei allen Gelegenheiten, bei denen Kirche in einer pluralen Gesellschaft liturgisch Präsenz zeigt.

---

<sup>9</sup> EKD-Pressebericht, [www.ekd.de/presse/pm132\\_2002\\_liturg\\_Konferenz.html](http://www.ekd.de/presse/pm132_2002_liturg_Konferenz.html)

<sup>10</sup> Mit anderen feiern - gemeinsam Gottes Nähe suchen. Eine Orientierungshilfe der Liturgischen Konferenz für christliche Gemeinden zur Gestaltung von religiösen Feiern mit Menschen, die keiner christlichen Kirche angehören, Gütersloh 2006. Seitenzahlen im folgenden Text beziehen sich auf diese Publikation.

Das Thema ist aktuell und zugleich mit vielfältigen Unsicherheiten behaftet. Nicht von ungefähr hatte die EKD 2003 „Theologische Leitlinien“ veröffentlicht, die in grundsätzlicher Weise das Verhältnis von „christlichem Glauben und nichtchristlichen Religionen“ klären helfen sollten.<sup>11</sup> Die Studie der Liturgischen Konferenz bezieht sich ausdrücklich auf diese EKD-Leitlinien als „Grundlage und Ausgangspunkt“ (S. 90) der eigenen Arbeit. Sie geht mit ihren Überlegungen aber einen eigenständigen Weg und eröffnet damit gegenüber den EKD-Leitlinien noch eine Fülle neuer, differenzierter Perspektiven.

### **Der Ansatz: Reflexion liturgischer Praxis**

Schon im Aufbau zeigt die „Orientierungshilfe“ der Liturgischen Konferenz ihren eigenen theologischen Ansatz. In den EKD-Leitlinien von 2003 war – nach einer einleitenden Darstellung des „Bündels von lokalen und globalen Problemen“, die die Präsenz nichtchristlicher Religionen für Kirche und Gesellschaft mit sich bringe – zuallererst das „Kriterium“ formuliert worden, an dem „evangelische Theologie ... alle kirchliche Lehre und Praxis misst“, nämlich das Evangelium von der Rechtfertigung des Sünders.<sup>12</sup> Die Orientierungshilfe der Liturgischen Konferenz geht anders vor: Sie beginnt mit einer Reihe von konkreten Praxisbeispielen, die zeigen, wie christliche Gemeinden auch in ihrem liturgischen Handeln längst schon positiv auf das Zusammenleben mit Menschen, die keiner christlichen Kirche angehören, reagieren. Erst in einem zweiten Schritt werden dann theologische Klärungen und Wertungen eingeführt, die schließlich, in einem dritten Teil, weiterführen zu Empfehlungen für die kirchliche Praxis. „Situationen wahrnehmen“ – „Theologisch urteilen“ – „Gemeinsam feiern“: Mit diesem dreigliedrigen Aufbau greift die Orientierungshilfe offenbar den aus der Befreiungstheologie bekannten methodischen Dreischritt von Wahrnehmen-Urteilen-Handeln auf. Sie bekennt sich damit zu einer erfahrungsbezogenen (oder auch: gemeindebezogenen) Theologie, die gemeindliche Praxis nicht misstrauisch an vorgängig gewonnenen theologischen Kriterien messen will, sondern die Erfahrungen der Gemeindepraxis als ein Potential wahrnimmt, das sie theologisch reflektiert weiterzuführen sucht (vgl. S. 44).

---

<sup>11</sup> Christlicher Glaube und nichtchristliche Religionen. Theologische Leitlinien (EKD-Texte 77), Hannover 2003.

<sup>12</sup> A.a.O. S. 7 und 8.

Man mag gegen solch einen Ansatz einwenden, er sei der gemeindlichen Praxis und ihren volkskirchlich-zivilreligiösen Tendenzen gegenüber zu affirmativ. Seine Stärke liegt aber in einer sehr differenzierten, realistischen und kontextsensiblen Wahrnehmung liturgischer Vorgänge. „Orientierung“ bietet diese Publikation nicht so sehr im Sinne klarer Anweisungen, nicht, indem sie die manchmal noch tastenden Versuche auf diesem Gebiet kirchenamtlich zu normieren sucht. Wohl aber, indem sie die Wahrnehmung schärft, Phänomene situationsbezogen zu unterscheiden und einzuordnen hilft, Alternativen und Probleme aufzeigt und so letztlich „die für Liturgie Verantwortlichen in den evangelischen Gemeinden“ zur eigenen, theologisch verantworteten Entscheidung ruft (vgl. S. 7 und 11).

### **Typologie multireligiöser Feiern**

Orientierung in diesem Sinne bietet schon der erste, der Situationswahrnehmung gewidmete Eingangsteil mit seiner systematisierenden Zusammenstellung von ganz unterschiedlichen Beispielen von Feiern, die – in Verantwortung oder zumindest unter Beteiligung christlicher Gemeinden – religiös gestaltet werden und zugleich den gemeinsamen Erfahrungen und Lebenszusammenhängen von Christen und Nichtchristen Rechnung tragen wollen. Die Fülle der Beispiele reicht von niederschwellig-religiösen Veranstaltungen aus der Citykirchenarbeit über religiös gestaltete Schul- und Stadtteil-Feiern bis hin zu öffentlichen Trauerfeiern wie 2002 für Rudolf Augstein im Hamburger Michel oder 2005 für Rudolf Moshammer – beides aus der Kirche ausgetretene Prominente. Die Beispiele reichen von Trauungen und Trauerfeiern, bei denen unterschiedliche religiöse Prägungen der unmittelbar Betroffenen zu berücksichtigen sind (z.B. bei Paaren unterschiedlicher Religion), über Toten-Gedenkfeiern in einem anatomischen Institut bis hin zu den großen, öffentlich angesetzten Gedenkfeiern angesichts von gemeinsam erlittenen Katastrophen. Schon beim Grubenunglück in Lengede 1963, so erfährt der nachgeborene Leser, musste eine Form gefunden werden, die nicht nur den christlichen, sondern auch den zahlreichen muslimischen Verunglückten gerecht wurde, und beim Grubenunglück in Borken-Sulzbach 1988 wurde sogar ein „christlich-islamischer Gottesdienst“ gefeiert. Ähnlich und doch ganz anders (nämlich in zivilreligiöser Verantwortung durchgeführt, unter Beteiligung verschiedener Religionsgemeinschaften, auch christlicher Kirchen) war die Gedenkfeier „A Prayer for America“ anlässlich des Terroranschlags vom 11.09.2001.

Lässt sich diese Fülle unterschiedlicher Anlässe und Modelle systematisieren? Die Orientierungshilfe macht den Versuch einer

Typologie, orientiert an der Frage, wer letztlich die Verantwortung für die Gesamtfeier trägt. Idealtypisch lassen sich dann drei (bzw. vier) Formen unterscheiden: Das Modell der „liturgischen Gastfreundschaft“, bei dem eine bestimmte Religionsgemeinschaft die Feier gestaltet und in ihrem Rahmen anderen Stimmen einen erkennbaren Platz einräumt; die Modelle „multireligiöser“ sowie „interreligiöser“ Feiern, bei denen sich unterschiedliche Religionsgemeinschaften auf ein gemeinsames Vorgehen – sei es nebeneinander (multireligiös) oder miteinander (interreligiös) – verständigen; und das Modell einer „religiösen Feier für alle“, bei denen ein Repräsentant der Gemeinschaft (z.B. Schule, Kommune) den Ablauf gestaltet und verschiedene Religionsgemeinschaften (und auch nichtreligiöse Personen) beteiligt sind. Schon in dieser Typologie wird erkennbar, dass vom Modell der „Gastfreundschaft“ bis zum Modell der „Feier für alle“ ein sachliches Problem schrittweise zunimmt: die Erkennbarkeit distinkter Religionen. Zwar trifft es zu, dass Menschen verschiedener Religionen in unserer Gesellschaft viele Lebenserfahrungen und ethische Impulse teilen. Am Ende bleiben unterschiedliche Religionen aber dennoch inkommensurabel, da eine religiöse Bindung stets den ganzen Menschen betrifft und keine Ermäßigung duldet. Jede religiöse Feier, auch wenn sie das gemeinsame Erleben in den Mittelpunkt stellt, muss die Frage bedenken, wie sie mit diesem Unvereinbaren der verschiedenen Religionen umgeht. Dies ist eine der zentralen Fragen, denen sich die „Orientierungshilfe“ im zweiten Teil widmet.

### **Theologische Positionsbestimmungen**

Es ist üblich geworden, die verschiedenen Ansätze zur theologischen Verhältnisbestimmung zu anderen Religionen unter den drei Begriffen „Exklusivismus“, „Inklusivismus“ und „Pluralismus“ zu kategorisieren. Als „exklusivistisch“ gelten Positionen, die religiöse Wahrheitserkenntnis und den Zugang zum Heil allein für die eigene Glaubensüberzeugung reklamieren. „Inklusivistisch“ werden Positionen genannt, die auch anderen Überzeugungen Wahrheit und Heil zuerkennen, allerdings nach den Maßstäben des eigenen Glaubens. Als „pluralistisch“ hingegen gelten die Positionen, die von einer prinzipiellen Parität unterschiedlicher Religionen ausgehen. Die Liturgische Konferenz greift in ihrer Orientierungshilfe diese Einteilung auf und findet in einem kurzen, aber inhaltsvollen exegetischen Durchgang für jede der drei Aspekte mehr oder weniger deutliche biblische Belege. Durch Unterscheidung der verschiedenen Aussage- und Geltungsebenen löst sie die drei Positionen aus ihrer starren

Ausschließlichkeit und deutet sie als „drei Aspekte der Begegnung mit anderen Religionen im Pluralismus“: Zweifellos hat der Glaube, der mir befreiend mein Leben erschließt, einen exklusiven religiösen Anspruch. Zugleich ist der Pluralismus als gesellschaftliche und politische Rahmenbedingung eine Tatsache, die auch vom christlichen Glauben her bejaht wird. In der konkreten Begegnung mit anderen Glaubensformen geht es daher um einen Inklusivismus, der Unterschiede nicht verwischt und dennoch bereit ist, Fremdes nicht ausschließlich abwertend wahrzunehmen, sondern sich davon auch bereichern zu lassen. „Politischer Pluralismus, religiöser Exklusivismus und ein Inklusivismus der Begegnung tragen damit den unterschiedlichen Argumentationssituationen Rechnung“, resümiert die Orientierungshilfe (S. 40). Im konkreten Fall wird darauf zu achten sein, dass jeder der drei Aspekte seinen angemessenen Ort findet. Wo (wie in den Beispielen, um die es der Orientierungshilfe geht) das Interesse auf der Darstellung von Gemeinsamem liegt, kann das bleibend Verschiedene und Trennende nicht einfach unterschlagen werden. Es muss allerdings auch nicht im Vordergrund stehen.

Religionstheologisch wird man die Position der Orientierungshilfe (so wie die aller derzeitigen kirchlichen Positionspapiere) insgesamt wohl als „inklusionistisch“ beschreiben. Wichtiger als solche Etikettierung scheint mir aber, dass die Orientierungshilfe durch die Unterscheidung von Innen- und Außenperspektiven Differenzierungen einbringt, die realitätsnah sind und ideologisch entkrampfend wirken. Ähnliches leistet sie, indem sie auf das faktische Spektrum unterschiedlicher Lehrauffassungen und Riten auch innerhalb von Religionen hinweist (S. 43) oder – bei multireligiösen Veranstaltungen mit darstellenden (liturgischen) Elementen besonders zu bedenken – auf den Unterschied zwischen dem, was eine Vorbereitungsgruppe beabsichtigen mag, und dem, was die Teilnehmenden erleben (S. 50). Gerade in letzterer Hinsicht gilt es darum auch, bei aller Wertschätzung des innovativen Potentials religiöser Praxis einen christlich-ökumenischen Konsens zu wahren bzw. herzustellen (S. 44) und dabei auch die traditionelle Sicht anderer Religionen auf das Christentum realistisch wahrzunehmen (S. 48-50). Mit all diesen Hinweisen wird dem Leser / der Leserin ein wichtiges sachliches und begriffliches Rüstzeug an die Hand gegeben, um eigene Praxis kritisch zu prüfen und verantwortlich zu planen.

Erst im folgenden Kapitel wird eine häufig gestellte Frage thematisiert, die eigentlich auch noch diesem theologischen Abschnitt zuzuordnen wäre: Das Verhältnis zwischen gemeinsamen Feiern von religiös Verschiedenen

und dem missionarischen Zeugnis.<sup>13</sup> Die Orientierungshilfe verweist hier auf die von Theo Sundermeier eingeführte Zuordnung von „Konvivenz“, „Dialog“ und „Zeugnis“ als den drei komplementären Dimensionen einer umfassenden missionarischen Existenz im Sinne der „missio Dei“. Konvivenz i.S. eines gemeinsamen, menschlich-solidarischen Lebens bildet dabei die Basis, auf der es überhaupt erst zum Dialog und dann auch zu missionarischem Zeugnis kommen kann (S. 70).<sup>14</sup>

## Konkretionen

„Gelungene Feiern sind ... solche, bei denen Ideal und Wirklichkeit in einem mit Leben zu füllenden Spannungsverhältnis stehen“ (S. 52). So zum Realismus mahnend und zugleich Hoffnung weckend, geht die Orientierungshilfe in ihrem dritten Teil den konkreten Gestaltungsfragen nach. Dabei werden gesondert betrachtet: Feiern zusammen mit anderen religiösen Gemeinschaften, Feiern mit Nichtglaubenden (im Zusammenhang mit Unglücksfällen) sowie öffentlich verantwortete Feiern (Schulfeiern, Stadtteilfeste). Bei den Feiern mit anderen religiösen Gemeinschaften wird im Blick auf gemeinsame Gebetsformen praktisch und theologisch noch einmal unterschieden zwischen dem Beten von Christen und Juden, von Christen und Muslimen, von Christen, Juden und Muslimen miteinander sowie dem Beten von Angehörigen verschiedenster Religionen. Diese Unterscheidungen sind praxisnah und zugleich theologisch gut begründet. Allerdings arbeitet die Orientierungshilfe, quer dazu, auch noch eine Reihe anderer, differenzierender und verbindender Aspekte heraus, die ein allzu einfaches Schubladendenken ausschließen. Dass es dabei auch zu Spannungen kommt, sei nicht verschwiegen: So wird z.B. die Frage, ob „Christen, Juden und Muslime denselben Einen Gott

---

<sup>13</sup> Verhandelt wird diese Frage erst im Abschnitt „Religiöse Feiern zusammen mit Nichtglaubenden“. Die Frage nach dem missionarischen Zeugnis anderen Religionen gegenüber bleibt damit leider etwas in der Schwebe.

<sup>14</sup> Vgl. dazu Th. Sundermeier, Mission und Dialog in der pluralistischen Gesellschaft, in: Ders. / A. Feldtkeller (Hg.), Mission in pluralistischer Gesellschaft, Frankfurt am Main 1999, 22ff. Systematisch aufgegriffen wurde dieses Modell in der von VELKD und Arnoldshainer Konferenz gemeinsam herausgegebenen (und insofern von allen Ev. Landeskirchen verantworteten) Studie „Religionen, Religiosität und christlicher Glaube“, Gütersloh, 2. Aufl. 1991, dort S. 117ff. „Konvivenz“ wurde dort entfaltet als „gegenseitige Hilfeleistung“, wechselseitiges Lernen“ und „gemeinsames Feiern“ ebd. S. 128). Es verwundert, dass die Orientierungshilfe der Liturgischen Konferenz diese Studie nirgendwo erwähnt. Was die Offenheit für neue, aus der Begegnung entstehende Lernprozesse betrifft, steht sie ihr deutlich näher als die EKD-Leitlinien von 2003.

anbeten“, zunächst als irrelevant abgewiesen, weil sie den Bereich religiöser Erfahrung verlasse und eine unzulässige „theologische Meta-Perspektive“ einnehme (S. 53f). Wenige Seiten später aber wird ganz selbstverständlich vorausgesetzt, dass „Judentum und Christentum die zwei verschiedenen Wege zu dem einen Gott Israels“ gehen (S. 61). Theologie und religiöse Erfahrung lassen sich doch nicht so einfach gegeneinander ausspielen – und damit bleibt dann auch die theologische Frage, zu welchem Gott denn wohl Muslime beten, sachlich durchaus bestehen; sie wird von der Orientierungshilfe aber leider nicht weiter verfolgt. Hier hatten andere kirchliche Stellungnahmen schon einmal mehr gesagt.<sup>15</sup>

### **Beten: nebeneinander oder auch miteinander?**

Insgesamt erweist sich die Rückbindung theologischer Kategorien an die religiöse Praxis aber auch in diesem dritten Teil als Stärke der Studie. Pauschale Fragen nach der Durchführung religiöser Feiern mit anderen Religionsgemeinschaften werden aufgebrochen, indem am Beispiel der christlichen Gottesdienstform gezeigt wird, wie die unterschiedlichen liturgischen Elemente ein ganz unterschiedliches Maß an Distanz ermöglichen oder auch ausschließen. Während Lesungen und Predigten „durch diskursive und argumentative Elemente die Möglichkeit einer gewissen Distanzierung bieten“ und insofern bei Feiern mit Anderen „weniger problematisch“ sind (S. 55), „eignet den Sprechakten und Symbolhandlungen des Segens, der Absolution und den Sakramenten performativer ... Charakter“; diese Elemente sind daher „in multi- und interreligiösen Feiern ausgeschlossen“ (56).

Von hier aus fällt ein überraschendes Licht auch auf die viel diskutierte Frage des gemeinsamen Betens: „nebeneinander“ oder auch „miteinander“? In kirchlichen Verlautbarungen hat sich diese Unterscheidung als eine Unterscheidung zwischen erlaubt und unerlaubt durchgesetzt. Die Orientierungshilfe zeigt, dass es aber auch beim Gebet sehr unterschiedliche Grade von Distanz gibt: „Je mehr das Gebet hörendes Schweigen ist, desto eher eignet es sich für multireligiöse Feiern; je stärker es sich dem Bekenntnis nähert, desto schwieriger wird es“ (S. 58). Die Unterscheidung zwischen „multireligiösem“ (nebeneinander stattfindendem) und „interreligiösem“ (miteinander praktiziertem) Gebet verliert damit nicht ihre grundsätzliche Bedeutung, wohl aber ihre

---

<sup>15</sup> Vgl.: Christen und Muslime nebeneinander vor dem einen Gott - zur Frage des gemeinsamen Betens. Eine Orientierungshilfe, hg. v. der Evangelischen Kirche im Rheinland, Düsseldorf 1998.

prinzipielle Schärfe. Sie sollte „der Ausgangspunkt genaueren Nachdenkens sein und nicht der Schlusspunkt“ (S. 60). Denn in der Realität sind die Übergänge durchaus fließend! Allerdings warnt die Orientierungshilfe zu Recht vor einer Verzweckung des Betens im interreligiösen Dialog: Beten dient keinen „gesellschaftlichen oder moralischen Zwecken“, es ist keine des Dialogs, sondern „die Unterbrechung des innermenschlichen Dialogs durch den Dialog mit Gott“ (S. 57). Dennoch: Wo es – im Rahmen einer konkreten gemeinsamen Geschichte – tatsächlich einen Anlass zu gemeinsamem Gebet gibt, da sind die Ausführungen der Orientierungshilfe befreiend. Sollte es einem christlich-muslimischen Ehepaar, das um die Zukunft des Kindes bangt, wirklich nur möglich sein, nebeneinander zu beten und nicht auch miteinander?<sup>16</sup> Die Liturgische Konferenz jedenfalls skizziert einen Katalog von Gebetsformen, der in einer „gestufte(n) Reihenfolge von Offenheit bis hin zur Verbindlichkeit“ (S. 59) Orientierung für Entscheidungen (nicht nur der Veranstalterenden, sondern auch der Beteiligten!) gibt, ohne starr zu normieren.

### **Feiern mit Nichtglaubenden**

Die Frage nach den Formen von gestufter Distanz und Nähe bewährt sich als konkretisierendes Motiv auch im Blick auf Feiern mit Nichtglaubenden. Vor allem gemeinschaftlich erlebte Unglücksereignisse wie das Zugunglück bei Eschede 1996 oder die Folgen des Tsunami 2004 können das Bedürfnis wecken, auch mit Nichtglaubenden gemeinsam einer verbindenden Betroffenheit Ausdruck zu geben. In einer „Schicksalsgemeinschaft des Seufzens“ kann dies auch ohne Vereinnahmung erfolgen, da auch Menschen ohne Religion „in Auseinandersetzung mit Fragen begriffen (sind), die von den Religionen thematisiert werden“ (67). Auch hier stellt die Orientierungshilfe wieder konkrete Gestaltungselemente vor, die einer christliche Gemeinde – gerade wenn sie Gastgeberin der Feier ist – helfen, „ihre eigenen Glaubensaussagen nicht (zu) verstecken, aber so (zu) präsentieren, dass sich die nicht Glaubenden als anders, jedoch als wertgeschätzt empfinden können“ (71). Auch eine Liste von musikalischen Möglichkeiten wird in dem Zusammenhang vorgestellt, die (ähnlich wie bei

---

<sup>16</sup> Dass die Grenzen nicht starr sind, zeigen letztlich auch die Formulierungen der EKD-Denkschrift „Zusammenleben mit Muslimen in Deutschland“ (Gütersloh 2000), wenn sie erklären, dass wir in einer multireligiösen Situation nicht „miteinander“, wohl aber „mit innerer Anteilnahme gleichsam nebeneinander beten“ können und dass sich dabei „Gemeinschaft erfahren“ lässt, „auch wenn dabei die tiefgreifenden Unterschiede nicht beseitigt sind.“ (a.a.O. S. 44). Geschieht nicht selbst beim Gebet unter Christen Gemeinschaft nur bei bleibenden Unterschieden?



der Darstellung von Gebetsformen) in verschiedenen Stufen von großer Offenheit bis hin zu exklusiver Verbindlichkeit reicht: Sie fängt an mit Instrumentalmusik, geht in einer ganzen Folge differenzierender Einzelschritte über Lieder, die Fragen und Zweifel artikulieren, und Klagelieder weiter bis hin zu Bitten und schließlich Bekenntnissen (77). Und auch der Frage nach nonverbalen Gesten, nach Zeichen und Raumgestaltung geht die Orientierungshilfe am Ende noch nach (78).

## Ein Resümee

„Den eigenen Glauben nicht aufdrängen und nicht verstecken“ (73) - dieses doppelte Ziel könnte man als Leitsatz der Überlegungen der Liturgischen Konferenz verstehen. Wo das rechte Maß zwischen beidem verläuft, ist allerdings stark situativ gebunden und wird von der Orientierungshilfe darum nicht verbindlich vorgegeben. Dennoch bietet sie weit mehr als bloß Material (das freilich auch reichlich an die Hand gegeben wird – nicht zuletzt in den gut kommentierten Anhängen). Die Orientierungshilfe entwickelt wichtige begriffliche Kategorien und Kriterien und sie erschließt neue Fragen und Wahrnehmungsbereiche, die zu einer verantwortlichen Entscheidung befähigen. Der erfahrungsbezogene Ansatz dominiert. Er kann das theologische Weiterdenken nicht ersetzen, vermag aber starre Alternativen zu entkrampfen und theologische Überlegungen sinnvoll zu erden. So ist dieser Orientierungshilfe, die sich auch für Studientage von Presbyterien und anderen interessierten Kreisen eignet, eine große Zahl mitdenkender Leserinnen und Leser zu wünschen.

## **Die Zurüstung der Prädikantinnen und Prädikanten in der Evangelischen Kirche im Rheinland**

Zurzeit gibt es in unserer Landeskirche etwa 650 Männer und Frauen, die ehrenamtlich den Dienst der öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung ausüben, und jedes Jahr kommen 25 bis 30 hinzu.

Bis vor einigen Jahren hießen sie noch irreführend Predigthelfer bzw. Predigthelferinnen. Seitdem werden sie – wie fast überall in der EKD – Prädikanten und Prädikantinnen genannt, was nichts anderes heißt als „Predigerinnen“ und „Prediger“. Die Landessynode hat 2005 in einem neuen Ordinationsgesetz („Kirchengesetz über die Ordnung des Dienstes der öffentlichen Wortverkündigung, Sakramentsverwaltung und Seelsorge“) festgelegt, dass sie in ihrer liturgischen Befugnis den Pfarrerinnen und Pfarrern gleichgestellt sind. Damit entfiel die zeitlich befristete Geltung der Ordination für Ehrenamtliche, denn diese mussten zuvor mit 70, spätestens aber mit 75 Jahren ihre Ordinationsurkunde zurückgeben.

### **Was sind das für Leute?**

Sie kommen aus allen Altersgruppen, Berufen, sozialen Schichten und Frömmigkeitsrichtungen, die meisten beruflich mit akademischem Hintergrund. Unter den Prädikantinnen und Prädikanten, die in den letzten Jahren ordiniert wurden, finden sich Ärztinnen, Busfahrer, Rechtsanwälte, Journalisten, Elektriker, Naturwissenschaftler, Hausfrauen, Krankenschwestern, Soldaten, IT-Manager, Lagerarbeiter und Lehrerinnen. Die Jüngsten sind um die 30, die Ältesten gönnen sich das Ehrenamt nach ihrer Pensionierung und sind schon über 60. Ihnen allen gemeinsam ist das große Interesse an Gottesdienst und Predigt – und der Wunsch, die Botschaft des Evangeliums öffentlich zu bezeugen.

Die meisten haben eine lange Vorgeschichte als Lektoren oder Mitarbeiterinnen in Gottesdienstgruppen, im Kindergottesdienst oder in der kirchlichen Jugendarbeit, z.B. dem CVJM, und haben sich hier und da schon mit Andachten und Ansprachen hervorgetan. Manche haben irgendwann in ihrem Leben ein paar Semester Theologie studiert und sich

dann doch für einen anderen Beruf als den des Pfarrers bzw. der Pfarrerin entschieden. Andere haben als Religionspädagogen schon Jahre lang unterrichtet und sehen im Prädikantendienst eine sinnvolle Ergänzung ihrer theologischen Arbeit. Auch wenn die Voraussetzungen sehr unterschiedlich sind, haben doch alle ein brennendes Interesse an theologischen Fragen, mitunter auch hervorgerufen durch persönliche Krisen. Nicht wenige haben sich neben ihrem Beruf theologisch weitergebildet, z.B. in Kursen wie Theologie für Nichttheologen, die von evangelischen Erwachsenenbildungseinrichtungen angeboten werden.

## **Die Zurüstung**

Wer also von seinem Presbyterium in die zweijährige Zurüstung entsendet wird (die Landeskirche hält an dem unschönen Wort „Zurüstung“ fest, um deutlich zu machen, dass das Programm nicht zu einem berufsqualifizierenden Abschluss führt), bringt aufgrund seiner profunden kirchlichen Sozialisation eine gewachsene religiöse Kompetenz mit, auf der im Ausbildungsprogramm aufgebaut wird. So heißt es im Konzept des seit 2001 gültigen Curriculums: „Die Zuzurüstenden sollen nicht im Schnellverfahren zu Theologen gemacht werden, sondern sie sollen, in Wahrnehmung ihrer je besonderen Erfahrung, Frömmigkeit, Ausbildung und Gaben, gerade so als Predigende und Gottesdienst Verantwortende sich verstehen. Sie sollen ihre je eigenen Ressourcen nutzen und ausbilden lernen.“

Der Text deutet an, dass noch andere Kompetenzen bei den Ehrenamtlichen ins Spiel kommen. Als „Grenzgänger zwischen dem besonderen Milieu der jeweiligen Gemeinde und den gesellschaftlichen Milieus der Gemeindemitglieder“ (Reiner Marquard) bringen sie Erfahrungen aus anderen Berufs- und Lebenswelten in die Kirche ein und geben damit der Predigt in Ergänzung zum Dienst der professionellen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf der Kanzel einen deutlich eigenen Akzent – was die Predigt der Gemeinde insgesamt lebendiger und fruchtbarer macht.

## **Das Lernprogramm**

### ***Der Einführungskurs***

Er wird auch „Identitätsstiftender Kurs“ genannt. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sollen sich in der Kurswoche von viereinhalb Tagen darüber klar werden, ob das angestrebte Ehrenamt wirklich „ihr Ding“ ist. Das heißt, dass am Ende der Kurswoche auch die Einsicht stehen kann, dass ein Verzicht auf die weitere Kursteilnahme die richtige Entscheidung ist. Nach Abschluss des Einführungskurses hat der Kursleiter dem Landeskirchenamt die Zulassung der Teilnehmer und Teilnehmerinnen zur zweijährigen „Probezeit“ vorzuschlagen.

Inhaltlich hat die Woche zwei Schwerpunkte:

#### *1. Biblisch-theologischer Grundkurs*

Die Teilnehmenden werden mit vier grundlegenden Themen biblischen Erzählens bekannt gemacht: Erzählen von Gott, Erzählen vom Menschen, Erzählen vom Sinn des Lebens, Erzählen vom Zusammenleben der Menschen. Damit verbunden ist eine Einführung in die historisch-kritische Methode der Bibelauslegung. Zur Vorbereitung auf diesen Kurs haben die Teilnehmenden vor Kursbeginn bereits eine Einführung ins Alte Testament gelesen.

#### *2. Homiletischer Grundkurs*

Diese Einheit ist für die künftigen Predikanten wie ein Sprung ins kalte Wasser: Predigt wird vermittelt als „Denk-Sprech-Versuch“ (nach Rolf Zerfass). Man geht assoziativ an den Text heran, lässt die Gedankenflut durch den Filter einer kritisch-exegetischen Betrachtungsweise laufen, fokussiert das Ergebnis auf die vorgestellte Zielgruppe und formuliert schließlich einen Zielsatz als Ausgangspunkt für ein Predigtkonzept. Das alles wird dann auch gleich in die Praxis umgesetzt. Das Ergebnis sind 14 Kurzpredigten von fünf bis sieben Minuten. Staunend erfahren die Teilnehmer und Teilnehmerinnen, wie vielfältig ein und derselbe Text ausgelegt werden kann, und sie beginnen zu ahnen, auf welches Abenteuer sie sich da eingelassen haben.

Die randvolle Kurswoche wird mit einer „Literaturbörse“ abgeschlossen. Grundlegend wichtige Literatur wird vorgestellt; es wird vorgeschlagen, welche Bücher möglichst angeschafft werden sollten. Dabei wird regelmäßig darauf hingewiesen, dass die entsendende Gemeinde

zumindest eine moralische Verpflichtung hat, sich an den Kosten für die teure Literatur zu beteiligen.

### ***Das „Learning-by-Doing-Programm“ in der Gemeinde***

Die künftigen Prädikantinnen und Prädikanten werden nach erfolgreichem Abschluss des Einführungskurses in genauer Abstimmung mit dem landeskirchlichen Beauftragten den Gemeindepfarrerinnen und -pfarrern als Mentorinnen und Mentoren zur weiteren praktischen Ausbildung in der Ortsgemeinde zugewiesen. Nach der Vorstellung der Anwärtlerin im Gottesdienst beginnt eine Lernphase, in der sie schrittweise in die liturgischen Abläufe des Gottesdienstes eingeführt wird, bis sie nach etwa einem halben Jahr einen ganzen Gottesdienst selbstständig leiten kann. Dabei müssen Gemeinde und künftige Prädikantin sich erst allmählich an die neue Rolle gewöhnen – wobei es auch zu Konfusionen kommt. Beispiel: Eine Prädikantenanwärtlerin, von Beruf Gynäkologin, verabschiedet im Talar die Gemeinde am Ausgang der Kirche. Eine alte Dame, die an ihr vorbeidefiliiert, spricht sie an: „Frau Doktor, haben Sie schon das Ergebnis von meinem Abstrich?“ Diese, nach einer Schrecksekunde: „Ach kommen Sie doch morgen in meine Praxis. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Sonntag.“

Der landeskirchliche Beauftragte besucht in der zweijährigen Zurüstung jede Anwärtlerin und jeden Anwärter einzeln im Gottesdienst in der Gemeinde, um sich über den Stand der praktischen Arbeit vor Ort zu informieren.

Der Abstimmung mit den Mentorinnen und Mentoren dienen die Mentorentage, die jährlich im südlichen und nördlichen Teil unserer Landeskirche durchgeführt werden.

### ***Der Zwischenkurs***

Nach etwa einem Jahr werden die Kursteilnehmer und -teilnehmerinnen zu einem einwöchigen Zwischenkurs eingeladen, der ganz im Zeichen von Gottesdienst und Liturgie steht. Einer Einführung in das Ev. Gottesdienstbuch durch den Landespfarrer an der Arbeitsstelle Gottesdienst folgen zweitägige Übungen zu Liturgie und Predigt durch eine Trainerin für „Liturgische Präsenz“. In der Regel kommen die Kursteilnehmer hoch motiviert in die Gemeinde zurück, um das Gelernte praktisch umzusetzen. Meist werden Anregungen für liturgische Stimmigkeit mit Interesse aufgenommen; es kommt aber auch vor, dass

Pfarrer und Pfarrerinnen mit Desinteresse oder sogar offener Ablehnung reagieren – manche mögen sich verunsichert fühlen, wenn sie in ihrer ureigenen Domäne von „Laien“ angefragt werden. Dazu passt, dass bei den Besuchen in den unterschiedlichsten Gemeinden unserer Landeskirche häufig ein erhebliches liturgisches Entwicklungspotenzial zu registrieren ist.

### ***Intensivkurse am Wochenende***

Im letzten Drittel der Ausbildung werden die Anwärterinnen und Anwärter zu Wochenendkursen eingeladen. Am Anfang steht ein Pflichtkurs zum seelsorglichen Gespräch, in dem Methoden non-direktiver Gesprächsführung vermittelt und in Rollenspielen eingeübt werden. Es folgen drei Wahlpflichtkurse zu den Kasualien Taufe, Bestattung, Trauung, von denen zwei belegt werden müssen. Zum festen Inventar der Taufkurse gehören übrigens zwei landeskirchliche Puppen, an denen die Teilnehmenden das Taufen, bei dem das Wasser fließen muss, üben.

Die Mentorinnen und Mentoren werden gebeten, dafür Sorge zu tragen, dass ihre Prädikanten noch vor dem Abschlusskurs die eine oder andere Kasualie unter ihrer Aufsicht durchführen können.

### ***Der Abschlusskurs***

Im letzten Teil der Zurüstung steht die vertiefte Arbeit an der Predigt im Mittelpunkt. Von den mindestens zehn Gottesdiensten mit Liturgie und Predigt, die vorzubereiten und zu leiten waren, haben die künftigen Prädikanten zwei zur abschließenden Beurteilung eingereicht. Der Kursleiter wählt eine der Predigten aus, die im Lauf des Kurses vorgetragen wird. Die Kriterien für die Beurteilung werden von den Teilnehmenden selbst festgelegt, so dass eine gleichrangige und faire Predigtkritik für alle gewährleistet ist.

Mit einem eintägigen Intensivkurs zu den Bekenntnissen der Kirche, auf die die Prädikanten ordiniert werden sollen, schließt das Lernprogramm ab.

Das dreistündige Kolloquium am letzten Vormittag der Kurswoche wird vom zuständigen Dezernenten im Landeskirchenamt durchgeführt. Allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Kurses wird dabei ausreichend Gelegenheit gegeben, ihre Erfahrungen und Kenntnisse aus den zurückliegenden zwei Jahren einzubringen.

### **Die Ordinationstagung**

Bevor die Ordination durch die Kirchenleitung angeordnet wird, findet nach dem neuen Ordinationsgesetz (§ 2 Abs. 3) eine landeskirchliche Ordinationstagung statt, in der vor allem die Bedeutung der Ordination reflektiert wird. Ab 2007 werden diese Tagungen gemeinsam für die künftigen Pfarrerrinnen und Pfarrer und die Prädikantinnen und Prädikanten durchgeführt werden.

### **Kontinuierliche theologische Weiterbildung**

Je mehr die Prädikanten und Prädikantinnen in die komplexe Thematik von Gottesdienst, Liturgie und Predigt eindringen, um so mehr wird ihnen auch bewusst, wie förderlich sich theologische Weiterbildung auf ihren Dienst auswirkt. Die Ehrenamtlichen brauchen und erwarten Impulse von außen, sei es durch die Beratung von studierten Theologen, durch Fortbildungsmaßnahmen und / oder geeignete Fachliteratur zur Predigtvorbereitung. Das Presbyterium, das eine oder einen der Ihren in die Zurüstung entsendet hat, trägt hierfür eine bleibende Mitverantwortung auch nach der Ordination und Bestellung zum Predigtamt. Umgekehrt muss von den Prädikantinnen und Prädikanten erwartet werden, dass sie die Fortbildungsangebote wahrnehmen, die in den Kirchenkreisen von den Synodalbeauftragten für Prädikantinnen und Prädikanten sowie von Seiten der Landeskirche angeboten werden. Auf solche Angebote weist u.a. die zweimal jährlich erscheinende Zeitschrift „Predigtamt“ hin, die im Übrigen Informationen, Anregungen, Erfahrungsberichte für den Dienst enthält.

### **Der Sprecherkreis**

Um die Belange der wachsenden Prädikantengruppe auf landeskirchlicher Ebene zu vertreten, bildete sich vor einigen Jahren ein Sprecherkreis. Er arbeitet eng mit dem landeskirchlichen Beauftragten zusammen. Ein gemeinsames Projekt ist u.a. die Vorbereitung und Durchführung des alle zwei Jahre stattfindenden Prädikantentages, zu dem alle Prädikantinnen und Prädikanten unserer Landeskirche eingeladen werden. Für den Kirchentag in Köln 2007 bereitet der Sprecherkreis einen Stand auf dem „Markt der Möglichkeiten“ zum ehrenamtlichen Verkündigungsdienst vor. Für das zuständige Dezernat im Landeskirchenamt hat sich der Kreis, der zur Zeit aus sieben Prädikantinnen und Prädikanten besteht, als

Gesprächspartner bewährt, auf dessen Vorschläge, z.B. bei der Erarbeitung der Prädikantenverordnung, sorgfältig gehört wird.

### **Die beruflich mitarbeitenden Prädikantinnen und Prädikanten**

Nach dem Ordinationsgesetz gibt es seit dem Jahr 2005 noch eine weitere Gruppe innerhalb unserer Landeskirche mit der Bezeichnung „Prädikant“ und „Prädikantin“. Es handelt sich hierbei um beruflich Mitarbeitende in Verkündigung, Diakonie, Unterricht und Seelsorge (Diakonin oder Diakon, Gemeindepädagogin oder Gemeindepädagoge), die bisher zum Dienst an Wort und Sakrament beauftragt wurden und nach dem Ordinationsgesetz von 2005 wie die Ehrenamtlichen ordiniert werden. Im Unterschied zu den Ehrenamtlichen üben sie den Verkündigungsdienst in der Regel als Teil ihres Beschäftigungsverhältnisses aus. Da diese Gruppe über eine religionspädagogische Vorbildung verfügt, wird sie durch eine gesonderte Zurüstung auf die Ordination vorbereitet.

In zwei Wochenkursen werden homiletische und liturgische Grundlagen zur Auffrischung bereits vorhandener Kenntnisse unterrichtet sowie Übungen zur „Liturgischen Präsenz“ angeboten. Einen besonderen Schwerpunkt bilden die Kasualien mit biblisch-theologischen Grundlagen und Übungen zur liturgischen Praxis.

Zum abschließenden Kolloquium fertigen die beruflich Mitarbeitenden – an Stelle der schriftlich vorzulegenden Predigten – eine Hausarbeit mit Begründung, Dokumentation und Auswertung eines gottesdienstlichen Projektes aus ihrem Arbeitsfeld mit Verkündigungsteil (Predigt) an.



---

# Die Arbeitsstelle Gottesdienst als Projektpartnerin

## FarbWechsel in Schildgen

Weiß - Rot – Weiß – Grün: Im Übergang von der Oster- zur Nach-Trinitatis-Zeit häufen sich die liturgischen Farbenwechsel. In dieser Zeit, mit einem Auftakt am Freitag vor Pfingsten und der eigentlichen Ouverture am ersten Sonntag nach Trinitatis 2006 ist in der Andreaskirche Schildgen (in der Kommunalgemeinde Bergisch-Gladbach, Kirchenkreis Köln-Rechtsrheinisch) ein Kunst-Kirche-Projekt eröffnet worden, das von dem dortigen Pfarrer Christoph Nötzel über mehrere Jahre vorbereitet worden war. Großformatige Bilder der Malerin Claudia Betzin treten mit Paramenten – sowohl Altar- und Kanzelantependien als auch Gewändern und Stolen – des Textilkünstlers Thomas Schmitt in einen spannungsvollen Dialog.

Verbindendes Thema sind die liturgischen Farben. Die Hauptfarben wechseln sowohl im Weihnachts- als auch im Osterfestkreis von Violett (Advents- und Passionszeit) über Weiß (Weihnachts- und Osterzeit) zu Grün (Epiphantias- und Trinitatiszeit). Neben diesen, von denen Violett (Buß- und Betttag) und Weiß (Gründonnerstag, Mariä Verkündigung und Heimsuchung, Darstellung des Herrn, Johannis und Michaelis) auch sonst sporadisch auftauchen, gibt es Rot (Pfingsten, Kirchenfeste wie Konfirmation und Reformationstag, Märtyrergedenktage) und schwarz (Karfreitag, Totengedenken) – dazu Rosa, nämlich am vierten Sonntag der Passionszeit „Lätare“. Dabei hat man – über die an diesem „Rosensonntag“ vom Papst geweihte Goldene Rose hinaus – an eine österliche „Lichtung“ des Violett inmitten der Passionszeit zu denken. Und man darf dieses Rosa, das es in der römisch-katholischen Kirche ebenfalls am 3. Adventssonntag „Gaudete“ gibt, evangelischerseits für den 4. Adventssonntag „Freuet euch!“ in Erwägung ziehen und es als vorweihnachtliche Aufhellung des adventlichen Violett interpretieren.

Wie auch immer: Im Lauf des Jahres werden in Schildgen zu den bereits jetzt zu sehenden Werken in Rot, Weiß und Grün weitere in Violett (Advent), Rosa (Lätare) und Schwarz (Karfreitag) hinzukommen. Am Andreastag (30. November 2006) wird dort auch das Begleitbuch „FarbWechsel“ mit Beiträgen zu den ausgestellten Werken, zu den liturgischen Farben, zur Farbenpsychologie, zum Kirchenjahr, zu Paramenten im Rheinland vorgestellt werden – wie die Ausstellung überhaupt mit einem reichhaltigen musikalischen und gemeinde-

pädagogischen Begleitprogramm ausgestattet ist. Während des 31. Deutschen Evangelischen Kirchentages im Juni 2007 in Köln wird die gesamte Ausstellung in den beiden romanischen Kirchen am Neumarkt, der evangelischen Antoniterkirche und der katholischen Kirche St. Aposteln, zu erleben sein – ein ökumenischer Akzent.

Wegen weiterer Informationen können sich Interessierte gern an Pfarrer Christoph Nötzel in der Ev. Kirchengemeinde Altenberg/Schildgen (Telefon 02202-82820) wenden.

### **Paulus in Dinslaken 2006**

Die geplante Aufführung von Felix Mendelssohn-Bartholdys Oratorium „Paulus“ (24.9.2006, 17 Uhr, St. Vincentius) durch Bach-Chor, Madrigalchor und Kammerorchester Dinslaken unter Leitung von Klaus Danzeglocke ist Anlass und Höhepunkt einer Reihe von Veranstaltungen „Paulus in Dinslaken 2006“. Neben Vorträgen bzw. Referaten (musikalisch-theologische Einführung in das Oratorium, Mission des Juden Paulus in der hellenistischen Umwelt, Paulus und die Frauen, Gemeinde bei Paulus, Paulus' Umgang mit Krankheit und Leiden) und einem Kabarett-Abend „Wie unfair, Paulus!“ mit Okko Herlyn am 1.9.2006 stehen auch die Gottesdienste an den drei Sonntagen 10., 17. und 24.9.2006 in St. Vincentius sowie in der Christus- und Friedenskirche überwiegend im Zeichen des Apostels und seiner Botschaft (Mystik, Rechtfertigung, Kreuz). Am Freitag, dem 22.9.2006, ist von 20 bis 22 Uhr in St. Vincentius eine „Nacht der offenen Kirche“ mit Lesungen aus Paulusbriefen und Musik. Die Veranstaltungen stehen im Programm 2/2006 des Referats für Frauenarbeit und Erwachsenenbildung des Evangelischen Kirchenkreises Dinslaken (unter [www.ekir.de/kirchenkreis-dinslaken/dw/frauen02.htm](http://www.ekir.de/kirchenkreis-dinslaken/dw/frauen02.htm); Veranstaltung Nr. 54), die Gottesdienste zu gegebener Zeit unter [www.ekir.de/dinslaken](http://www.ekir.de/dinslaken).

ME



## **Auf - ge - lesen und empfohlen**

**Werkbuch Friedensgebete, hg. v. Klaus Danzeglocke, Eberhard Löschcke, Wiebke Naumann, Günter Ruddat und Frank Wächtershäuser, Düsseldorf 2006 (ISBN 3-87645-162-0)**

Theologische und geschichtliche Reflexionen; Modelle in ihren unterschiedlichen Kontexten; liturgische Materialien (Gebete, Meditationen, Geschichten), Lieder mit ihren Hintergründen und Verwendungsmöglichkeiten; biblische und andere Impulstexte; eine Anleitung, das Kirchenjahr als Friedensjahr wahrzunehmen; eine detaillierte Auflistung von einschlägigen Medien: In einer Fülle von Bezügen und mit weitem Horizont, immer geerdet in konkreter Geschichte und erfahrungsgesättigt, erschließt dieses „Werkbuch“ die vielfältigen Spielarten, in denen das „Dona nobis pacem“ liturgisch Gestalt gewonnen hat – und weiter und neu gewinnen kann. Denn so sehr das Buch dabei helfen wird, bestehende Friedensgebetspraxis vor Ort zu reflektieren, so sehr, nein, noch mehr kann und will es bestehende Praxis befruchten, bereichern und vertiefen, dazu einer Praxis, die noch gar nicht existiert, auf die Sprünge helfen. Den mehr als dreißig Autorinnen, darunter den fünf Herausgeber(inne)n, namentlich Frank Wächtershäuser, gebühren Dank und Anerkennung für ein Buchprojekt, dem man wünscht, dass es nicht nur als Lesebuch, sondern, dem Titel entsprechend, als Werkbuch genutzt wird und – wirkt.

ME

## **Leben begleiten - Rituale für Übergänge**

**Kolleg für Pfarrerinnen und Pfarrer aller Amtsjahre**

**20.-24. August 2007  
Bad Kreuznach**

Für die „klassischen“ Übergänge sind in unserer Kirche die vertrauten Kasualien vorgesehen: Taufe / Konfirmation / Trauung / Bestattung.

Was aber ist mit all den Übergängen dazwischen: erste Menstruation, erste Liebe, Auszug von zu Hause, Trennung, Berufsfindung und erster Job, Entlassung, Krankheit, Operation, „Mitte des Lebens“, (z.B. 40. Geburtstag), Älterwerden, Einstieg in die dritte Lebensphase, Ruhestand...? Persönliche Lebensentwürfe, Transformationsprozesse und Wendepunkte können in Gottesdiensten aufgenommen werden.

Das Kolleg wird vor allem Werkstatt sein: mit viel Platz zum Entwickeln und Ausprobieren neuer Formen. Auf der Folie vertrauter Liturgien entwickeln wir Gottesdienste, die in Lebenswenden Sprachfähigkeit und Gestaltungsmöglichkeiten anbieten.

Wir wollen vieles selbst ausprobieren und experimentieren, auch mit Musik. Und es gibt Gelegenheit zur Stille und zur „inneren“ Verortung.

Leitung:           Pfarrerinnen Dr. Julia Strecker  
                          (Systemische Therapeutin), Köln  
                          Pfarrer Dr. Martin Evang, Wuppertal

## **Kirchenpädagogik und Gottesdienst**

**Kolleg für Pfarrerinnen und Pfarrer aller Amtsjahre sowie ehren- und nebenamtliche Gottesdienst-Mitarbeitende**

**15.-19. Oktober 2007  
Pastoralkolleg Wuppertal**

*Kirchen*, deren Bau, Raum und Ausstattung die *Kirchenpädagogik* erkundet und erschließt, sind Gehäuse des Gottesdienstes – aber noch mehr!

*Gottesdienste* bilden den wichtigsten Inhalt von Kirchen – sind aber noch mehr!

Was können Kirchenpädagogik und Liturgik wegen diese „Mehr“ auf beiden Seiten voneinander lernen? Und wie können wir als „KirchenbesitzerInnen“ und LiturgInnen von dieser Begegnung profitieren?

Mit diesem Interesse werden wir Kirchen in und um Wuppertal er-fahren.

Leitung: Dipl. Rel. Päd. Anette Klinke, Düsseldorf  
Pfarrer Dr. Martin Evang, Wuppertal

*Restexemplare Restexemplare Restexemplare*

## **GOTTESDIENST - FREMDE HEIMAT**

**Informationen, Anregungen, Motivationen  
Klaus Danzeglocke, Gerd Kerl, Werner Reich (Hg.)**

© 2001

***Dieses Materialheft wendet sich  
an Mitglieder von:***

- ⇒ ***Presbyterien / Kirchenvorständen***
- ⇒ ***Mitarbeiterinnen und  
Mitarbeiter in  
Gottesdienstausschüssen und  
Gottesdienstvorbereitungsgruppen***

***Das Materialheft enthält:***

- ⇒ ***Ausführungen zu Grundsatzfragen***
- ⇒ ***Modelle für Gemeindefeminare***
- ⇒ ***Vorschläge für die Mitgestaltung  
des Gottesdienstes***



**DIN A 4-Format, 155 S. € 5,00 (statt € 12,70)  
(nur solange Vorrat reicht)**

**Zu beziehen über:**

**Arbeitsstelle Gottesdienst**

**Missionsstraße 9a, 42285 Wuppertal**

**Fon 0202-2820-320 Fax 0202-2820-330**

**E-Mail [gottesdienst@ekir.de](mailto:gottesdienst@ekir.de)**